Ernst Vogt

Das Werk August Böckhs als Herausforderung für unsere Zeit

Axel Horstmann

Wozu Geisteswissenschaften? Die Antwort August Boeckhs

Zwei Vorträge mit einem Vorwort
von Ursula Schaefer

24. November 1997

Humboldt-Universität zu Berlin

Herausgeber:
Der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin
Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Meyer

Copyright: Alle Rechte liegen beim Verfasser

Redaktion:
Gudrun Kramer
Forschungsabteilung der Humboldt-Universität
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Herstellung:
Linie DREI, Agentur für Satz und Grafik
Wühlischstr. 33
10245 Berlin

Heft 93

Redaktionsschluß: 16. 06. 1998

Vorwort

Am 24. November 1997, der 212. Wiederkehr des Geburtstags von August Boeck, wurde am neuerrichteten Institutsgebäude in der Dorotheenstr. 65 in Berlin-Mitte, eine Tafel mit der Inschrift enthüllt:

August-Boeckh-Haus
August Boeckh
24.11.1785 – 3.8.1867
Altertumsforscher
Begründer des Philologischen Seminars
und mehrmals Rektor der Berliner Universität

Der Neubau, der nun den Namen August-Boeckh-Haus trägt, beherbergt die Romanistik, die Slavistik, die Mediothek sowie das Sprachenzentrum. Das heißt also: philologische Disziplinen, die sich zur Zeit des Wirkens August Boeckhs erst in ihren frühesten Anfängen befanden.

August Boeckh war, die Tafel sagt es, ein ebenso engagierter Wissenschaftler wie auch „Wissenschaftsadministrator". Deshalb nahm die Humboldt-Universität zu Berlin die 212. Wiederkehr seines Geburtstags mit der Einweihung des Boeckh-Hauses auch zum Anlaß, zur Person und zu den Schriften August Boeckhs eine kleine Ausstellung im Foyer des Hauptgebäudes Unter den Linden auszurichten.[1] Das rege Interesse – nicht zuletzt bei den Studierenden – verdeutlichte, daß wir auch die 'ältere' Geschichte der Berliner Universität, wahrhaft anschaulich gemacht durch zeitgenössische Dokumente, im lebendigen Gedächtnis präsent halten sollen.

Das dritte, hier dokumentierte, festliche Ereignis am 24. November 1997 war eine Vortragsveranstaltung, zu der es uns gelungen ist, zwei hervorragende Kenner des Lebens und Werks von August Boeckh für diesen Tag einzuladen. Diese Vorträge sind im vorliegenden Bändchen druckgelegt.

Leben und Werk August Boeckhs werden – sich gegenseitig auf das hervorragendste ergänzend – von den Beiträgern unter verschiedenen Aspekten beleuchtet.[2] Der Münchner Altphilologe Ernst Vogt skizziert in seinem Beitrag „Das Werk August Böckhs als Herausforderung für unsere Zeit“ das Schaffen eines vielseitig gebildeten Gelehrten, der seine Wissenschaft „fachübergreifend“ (heute: „interdisziplinär“)[3] verstand und weiterzugeben wußte. Bewußtheit im methodischen Vorgehen wie auch das Bewußtmachen dieses Tuns bestimmten, so legt Ernst Vogt dar, Boeckhs Forschung und Lehre nachhaltig. Doch August Boeckh ging seiner Wissenschaft nicht in der Abgeschiedenheit des Elfenbeinturms nach. Vielmehr brachte er, wie Vogt es ausdrückt, „die Ergebnisse seiner eindringenden Einzelforschung als Erkenntnispotential und heilsames Korrektiv in die Diskussion der Zeit“ ein.[4] Neben elf Dekanaten und der fünfmaligen Wahl zum Rektor der Universität, an die er bereits im Jahr ihrer Gründung berufen wurde, trat August Boeckh auch in die außeruniversitäre Öffentlichkeit mit Reden, deren Themen der Agenda des Präsidenten der Humboldt-Universität zu Berlin im Jahr 1997 oder 1998 entnommen sein könnten: das „Verhältnis des Staates zum Unterrichtswesen“, das „Verhältnis der Wissenschaft zur Praxis“, die „Pflichten des Wissenschaftlers“ und schließlich „Berlin als Sitz der Wissenschaften“.[5]

Als Entgegnung auf die abschließende Frage, die Ernst Vogt aufwirft, nämlich „wie wir auf die Herausforderungen antworten, die von seinem Werk auch heute noch ausgehen“,[6] kann man Axel Horstmanns Beitrag „Wozu Geisteswissenschaften? Die Antwort August Boeckhs“ lesen. Axel Horstmann, Privatdozent für Philosophie an der Universität Hamburg und Stellvertretender Leiter des Abteilung Geistes- und Sozialwissenschaften der Volkswagen-Stiftung in Hannover, macht es sich zur Aufgabe, das Werk August Boeckhs im Blick auf die in der letzten Dekade immer wieder diskutierte „Rechtfertigung“ der Geisteswissenschaften zu beleuchten. Aus unserer heutigen Kenntnis der Wissenschaftsgeschichte ist August Boeckh für Axel Horstmann ein „‘Grenzgänger’“, ein „Mann des ‘Zwischen’“:[7] zwischen „Humanismus und Historismus“, „Philologie und Philosophie“, „Antike und Moderne“.[8] Horstmann umreißt Boeckhs Stellung in diesen Spannungs-

feldern der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts und zeigt damit auf, daß wir August Boeckhs wissenschaftliches Wirken in eben diesen Spannungsfeldern zu sehen haben. Indem Axel Horstmann dabei immer wieder auf den Wissenschaftsdiskurs des 20. Jahrhunderts bis zur Jetztzeit verweist, tritt Boeckhs außerordentliche Stellung in seiner Zeit umso markanter hervor. Gleichzeitig macht Horstmann aber auch deutlich, wo wir unserer Hoffnung darauf, daß ein Gelehrter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Probleme der Geisteswissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts lösen könnte, Schranken setzen müssen.

Die heutige Diskussion in den „Textwissenschaften“, dies zeigt uns Horstmann in aller Klarheit, kann dadurch eine neue Qualität erlangen, wenn sie sich auf das besinnt, was für den Philologen August Boeckh stets Mittelpunkt seines forschenden Handelns war: „Texte“ zu verstehen als „‘menschliche’ Hervorbringungen“, denen als solche „zunächst und grundsätzlich Gehör und Respekt“ gebührt.[9] Auf dem Weg zum Ende des 20. Jahrhunderts scheint den „Textwissenschaften“ eben diese grundsätzliche Haltung abhanden gekommen zu sein, und darin sieht Horstmann zumindest einen der Gründe, weshalb an die Geisteswissenschaften immer wieder die Frage nach dem „Wozu?“ gestellt wird.

Beide Autoren entwerfen das Bild August Boeckhs als das eines faszinierenden Forschers und Lehrers, der ein halbes Jahrhundert lang die Geschichte der Berliner Universität sowohl durch seine wissenschaftliche Tätigkeit wie durch sein Engagement als Dekan und Rektor mitgeprägt hat. Uns wird vor Augen geführt, welches Potential hier in einer Disziplin entfaltet wurde, die nicht zuletzt durch August Boeckh als solche ein wissenschaftliches Fundament erhielt.

Im Wintersemester 1997/98 waren in den „philologischen Fächern“, also in der Germanistik und in den fremdsprachlichen Philologien an der Humboldt-Universität zu Berlin insgesamt 4466 Studierende für das 1. Hauptfach eingeschrieben. Das sind ca. 16% aller Studierenden dieser Universität. – Was diese Fächer – die sich heute wohl zu großen Teilen gar nicht mehr als „Phi-

lologien“ verstehen möchten – August Boeckh verdanken und was sie doch von ihm auch heute noch für sich fruchtbar machen können, zeigen die beiden Beiträge auf das eindringlichste. Deshalb möchte ich abschließend den Kollegen Axel Horstmann und Ernst Vogt noch einmal herzlichst dafür danken, daß sie mit ihren nun druckgelegten Vorträgen zum Leben, zum Werk und zum Fortwirken August Boecks auch beitragen zur Dokumentation der Geschichte unserer Universität.

Ursula Schaefer
Vizepräsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin

Berlin, im März 1998.

---

1 Ich nehme noch einmal die Gelegenheit, im Namen der Universität Herrn Pfarrer a.D. Walter Boeckh herzlichst zu danken für seinen unermüdlichen Einsatz, ohne den diese Ausstellung kaum hätte stattfinden können.

2 Die Schreibweise des Namens schwankt. August Boeckh selbst hat seinen Namen stets mit <ö> geschrieben, wie Ernst Vogt unterstreicht. Zeitgenössisch wurden seine Schriften jedoch (mehrheitlich) mit <oe>- Schreibung des Namens publiziert. Die Nachkommen August Boeckhs schreiben sich ebenfalls mit <oe>. Ich schließe mich dem an. – Herr Pfarrer Walter Boeckh nahm anläßlich der Vortragsveranstaltung Stellung zu dieser Sache. Während er die graphische Alternative einräumte, betonte er jedoch auf das nachdrücklichste, daß es sich – ungeachtet der Schreibung <ö> oder <oe> – um einen langen Vokal handle!

3 Vgl. Vogt, S. 10

4 Vogt, S. 18

5 Vogt, ebd.

6 Vogt, S. 19

7 Horstmann, S. 27

8 Horstmann, S. 27f.

9 Horstmann, S. 44

Ernst Vogt

Das Werk August Böckhs als Herausforderung für unsere Zeit

Am heutigen Tage jährt sich zum 212. Male der Geburtstag von August Böckh.[1] Lassen Sie uns für einen Augenblick zurückblicken in das Jahr 1785: Europa steht am Vorabend der Französischen Revolution, und in dem Prozeß um die Halsbandaffäre wird zeichenhaft die Schwäche des Ancien Régime sichtbar. Friedrich der Große schließt, ein Jahr vor seinem Tode, mit den Kurfürsten von Sachsen und Hannover den Deutschen Fürstenbund, der den Versuch des Hauses Habsburg verhindern soll, Bayern gegen die österreichischen Niederlande einzutauschen. In Preußen arbeitet die erste deutsche Dampfmaschine, der Ärmelkanal wird im Freiballon überquert, und in England wird die 'Times' gegründet. Der neunundzwanzigjährige Wolfgang Amadeus Mozart arbeitet an seiner Oper 'Figaros Hochzeit' und schreibt das Klavierkonzert in d-moll. Auf dem Buchmarkt erscheinen Immanuel Kants 'Grundlegung zur Metaphysik der Sitten' und Friedrich Heinrich Jacobis Schrift 'Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Moses Mendelssohn', in der Goethes Gedichte 'Edel sei der Mensch, hilfreich und gut' und 'Prometheus' erstmals abgedruckt sind; es erscheint das erste Heft der Rheinischen Thalia mit Schillers Mannheimer Rede 'Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken?' (später bekannt unter dem Titel 'Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet'), es erscheinen der erste Teil des autobiographischen Romans 'Anton Reiser' von Karl Philipp Moritz und die 'Gedichte aus dem Kerker' des zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg gefangen gehaltenen Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart, des Verfassers des Kapliedes.

Dies ist die Welt, in die August Böckh am 24. November 1785 in Karlsruhe als jüngstes von sechs Kindern hineingeboren wird. Eine Schwester Schubarts war mit dem Nördlinger Pfarrer und Archidiakon Christian Gottfried Böckh verheiratet, und dessen jüngerer Bruder, der Hofratssekretär und kaiserliche Notar Georg

Matthäus Böckh in Karlsruhe, ist der Vater von August Böckh. Nach dem Tode des Vaters, der bereits 1790 starb, gestaltete sich das Leben für die Familie nicht einfach – „ein Kind einer Familie, die von schweren Schlägen des Schicksals niedergebeugt war“ hat Böckh sich später einmal genannt[2] –, doch konnte er nach dem Besuch des Karlsruher Gymnasiums, an dem unter anderen Johann Peter Hebel sein Lehrer war, 1803 in Halle das Studium der evangelischen Theologie aufnehmen. Hier wurde er freilich schon bald von Friedrich August Wolf, dem Schüler Christian Gottlob Heynes und bedeutendsten Altertumswissenschaftler seiner Zeit, für die Philologie gewonnen, empfing starke Anregungen aber zugleich von den Platonvorlesungen des 1804 nach Halle berufenen Schleiermacher. Auf die Studienzeit folgte vom Frühjahr 1806 bis Anfang 1807 eine erste Begegnung mit Berlin: Ausbildung am Seminar für gelehrte Schulen, Unterricht am Gymnasium zum Grauen Kloster, Privatstunden, wobei u. a. der junge Meyerbeer (1791–1864) sein Schüler war, und, gemeinsam mit Buttmann, Heindorf, Spalding und anderen, Tätigkeit in der Griechischen Gesellschaft. Nach der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt und dem Einmarsch der Franzosen in Berlin strebte Böckh jedoch die Rückkehr in seine badische Heimat an und erhielt noch im Jahre 1807, zweiundzwanzigjährig, eine außerordentliche Professur an der Universität Heidelberg, die 1809, nach Ablehnung eines Rufes an die Universität Königsberg, in ein Ordinariat umgewandelt wurde. Durch seinen nächsten Kollegen Friedrich Creuzer gewann er in diesen Jahren auch Verbindung zu dem in Heidelberg wirkenden Kreis der Romantiker um Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Im Herbst 1810 erhielt Böckh einen Ruf an die neugegründete Universität Berlin, den er zum Sommersemester 1811 annahm. Damit begann hier in dieser Stadt eine Wirksamkeit, die über mehr als sechsundfünfzig Jahre bis zu seinem Tode am 3. August 1867 angedauert hat. Sechsmal wurde er zum Dekan seiner Fakultät gewählt, fünfmal zum Rektor, zuletzt als beinahe Fünf- und siebzigjähriger im Amtsjahr 1859/60, dem Jahr, in das die 50-Jahr-Feier der Berliner Universität fiel. So hat es seine tiefe Berechtigung, daß die Humboldt-Universität ihr neues Instituts-

gebäude nach Böckh als einem ihrer bedeutendsten und verdientesten Mitglieder benannt hat. Seit 1814 gehörte Böckh auch der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften an, deren philosophisch-historischer Klasse er als Nachfolger Schleiermachers siebenundzwanzig Jahre hindurch, von 1834 bis 1861, als Sekretar vorgestanden hat.

Das wissenschaftliche Werk, das in diesen Jahrzehnten allmählich heranwuchs, sucht an Umfang und Gewicht seinesgleichen: die frühen Platonstudien, die vor allem für das Verständnis der Metrik bahnbrechende Pindarausgabe mit Kommentar, die monumentale 'Staatshaushaltung der Athener', die Inschriftensammlung des Corpus Inscriptionum Graecarum, zahlreiche weitere Monographien und Abhandlungen, die sieben Bände der Kleinen Schriften und die erst nach Böckhs Tode veröffentlichte 'Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften'. Eine zureichende Würdigung dieses umfassenden Werkes ist im Rahmen unserer heutigen Veranstaltung natürlich ganz unmöglich. Lassen Sie mich stattdessen einige Aspekte dieses Werkes herausstellen, mit denen es weit in die Zukunft vorausgewiesen hat. Denn dieses Werk hat Maßstäbe gesetzt, denen auch wir heute uns noch zu stellen haben. Und das gilt nicht nur für die Altertumswissenschaft als diejenige Disziplin, in der Böckh tätig gewesen ist und in der er seine großen, bahnbrechenden Leistungen vollbracht hat, sondern für die Wissenschaft schlechthin im Sinne von Max Webers Schrift 'Wissenschaft als Beruf' und darüber hinaus für die Wissenschaft als einen Teil der geistigen Existenz des Menschen überhaupt.

Sucht man in dieser Weise die weit in die Zukunft hineinreichende Bedeutung des Böckhschen Lebenswerkes zu bestimmen, so kann es in mehrfacher Hinsicht als beispielhaft gelten: zunächst als ein Paradigma fachübergreifender Forschung, in dem die Einzelerscheinung mit wachem Sinn für das Ganze in einen größeren Zusammenhang gestellt ist. Sodann in seinem klaren Methodenbewußtsein, das die Prinzipien ebenso wie die einzelnen Schritte wissenschaftlicher Beweisführung in ungewöhnlicher Weise reflektiert. Weiter in seinem offenen Bekenntnis zu der

Verantwortung des Wissenschaftlers vor der Öffentlichkeit, das von selbstgenügsamer Einzelforschung ebensoweit entfernt ist wie von eilfertiger Anpassung an die Tendenzen der Zeit. Und schließlich in der aus tiefer Einsicht gewonnenen Überzeugung von der Bedeutung des griechisch-römischen Altertums für das Leben der Gegenwart. Ich will versuchen, Ihnen das jeweils an einigen Beispielen zu verdeutlichen.

Der fachübergreifende (heute würden wir sagen: interdisziplinäre) Aspekt des Böckhschen Werkes hat seine Wurzeln in der ebenso breiten wie gründlichen Ausbildung auf dem Gymnasium in Karlsruhe, wo Böckh nicht nur in den alten Sprachen, sondern etwa auch in der Botanik und vor allem in der Mathematik einen vorzüglichen Unterricht erhielt. Weitere Förderung erfuhr diese Breite der Interessen durch Böckhs akademischen Lehrer Friedrich August Wolf. War die Philologie bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein im wesentlichen Hilfsdisziplin der Theologie, der Philosophie und der Rechtswissenschaft gewesen, so hatte der junge Wolf sich 1777 an der Universität Göttingen selbstbewußt als ‘studiosus philologiae’ einschreiben lassen und entwickelte ab 1783 in seinen Vorlesungen an der Universität Halle seine Konzeption einer umfassenden, auf die möglichst vollständige Kenntnis des gesamten Lebens der Griechen und Römer gerichteten Altertumswissenschaft. Schon in Böckhs früher, 1807 veröffentlichter Abhandlung ‘Über die Bildung der Weltseele im Timaeos des Platon’, in der philologische, philosophische, musikalische und mathematische Kenntnisse in gleicher Weise zur Geltung kommen, tritt diese Weite des Horizontes in Erscheinung. Gerade seine Ausbildung und Bildung auf musikalischem Gebiete waren es auch, die es Böckh ermöglichten, sich fruchtbar und ergebnisreich mit den schwierigen Problemen der griechischen Musik und Metrik auseinanderzusetzen. Als ein erster Ertrag dieser Bemühungen erschien 1809 seine Abhandlung ‘Über die Versmaße Pindars’. 1811 begann dann seine große Pindarausgabe zu erscheinen, die zehn Jahre später, im Jahre 1821, mit dem 2. Teil des 2. Bandes abgeschlossen vorlag und die das Verständnis dieses größten griechischen Chordichters revolutioniert hat. Der griechische Text war, auf die Auswertung der Handschriften sowie auf die kritische Ar-

beit von Generationen von Gelehrten gestützt, auf eine neue Grundlage gestellt, dem richtigen Verständnis des metrischen Aufbaus der einzelnen Chorlieder die Bahn gebrochen, das antike Erklärungsmaterial, die sogenannten Scholien, vollständig vorgelegt und ausgewertet und das Ganze in einem umfassenden Kommentar, an dem für die nemeischen und isthmischen Lieder Böckhs Freund Ludolph Dissen in Göttingen beteiligt war, in seinem historischen Kontext allseitig erläutert. Mit vollem Recht durfte Böckh auf dem Titelblatt seines Werkes darauf hinweisen, in seinem Texte die ursprünglichen Metra wiederhergestellt zu haben („textum in genuina metra restituit"). Seine in scharfsinniger Analyse gewonnene Verseinteilung und Verszählung haben sich gegenüber der älteren von Christian Gottlob Heyne durchgesetzt und bestimmen den Pindartext bis hin zu der heute maßgebenden Ausgabe von Bruno Snell und Herwig Maehler.

Das Werk jedoch, in dem das Zusammenwirken verschiedener Disziplinen und der Blick auf das Ganze zu den bedeutendsten Ergebnissen führen, ist zweifellos Böckhs 'Staatshaushaltung der Athener'. Sie bietet, wie Thomas Nipperdey es formuliert hat, „ein Bild der griechischen Welt jenseits des Ästhetischen und Religiösen wie des Nur-Politischen, ein Stück Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aus dem klassisch-romantischen Geist der 'Totalität', der Einheit und des Zusammenhangs einer menschlich-geschichtlichen Welt".[3]

In diesem bahnbrechenden Werk ist die damals noch in ihren Anfängen steckende Inschriftenforschung zum ersten Male aus ihrer Isolierung gelöst und in den Dienst einer großen, umfassenden Aufgabe gestellt, die literarische ebenso wie die monumentale Überlieferung mustergültig aufgearbeitet, der gewaltige Stoff in souveränem Weitblick dargeboten. Auf die Behandlung der Preise, Löhne und Zinsen in Attika folgt die Darstellung der Finanzverwaltung und der Ausgaben, der ordentlichen wie der außerordentlichen Einkünfte und der besonderen Finanzmaßregeln des Athenischen Staates.

Böckh geht von den Edelmetallen Silber und Gold als dem Maßstab der Preise und von dem Verhältnis ihres Wertes zueinander aus und entwirft zunächst ein außerordentlich farbenreiches Panorama von Zahl und Gliederung der attischen Bevölkerung, ihrer Tätigkeit in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, von den Besitzverhältnissen hinsichtlich Häusern, Sklaven und Vieh, von der Produktion und Verteilung der wichtigsten Nahrungsmittel, den Mahlzeiten, der Kleidung, der Herstellung von Geräten, Waffen und Schiffen und vor allem von den für den Lebensunterhalt erforderlichen Summen sowie von deren Verhältnis zum Volksvermögen und zu den gezahlten Löhnen. Immer wieder werden dabei aufschlußreiche Parallelen zu den zeitgenössischen Verhältnissen (etwa auf den Zuckerrohrplantagen in Amerika) gezogen, über die Böckh eine bemerkenswerte Kenntnis zeigt. Mit welch wachem sozialen Gewissen Böckh seinen Gegenstand behandelte, mag etwa sein Urteil belegen, die Phokier hätten einem Käufer von tausend Sklaven namens Mnason „nicht mit Unrecht“ – so seine Wertung – vorgeworfen, er nehme damit ebensovielen Bürgern die notwendige Nahrungsgrundlage weg.[4]

Des weiteren geht es dann, mit ständigem Blick auf die Finanzverwaltung der Neuzeit, um die Frage, in welcher Weise das Finanzwesen im Altertum und insbesondere die attische Staatshaushaltung organisiert waren. Dazu werden die für die Finanzgesetzgebung und die Finanzverwaltung zuständigen Behörden auf Grund aller uns verfügbaren Quellen im einzelnen beschrieben und in ihren jeweiligen Funktionen dargestellt, sodann die vielfältigen Ausgaben der Polis, nicht zuletzt diejenigen zur Unterstützung der Armen und Gebrechlichen, detailliert behandelt. Mitunter muten die Ausführungen Böckhs wie indirekte Forderungen nach einer Sozialgesetzgebung an, wie sie erst die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gebracht hat, etwa wenn es über das Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. heißt: „Eine löbliche Anstalt war die Unterstützung der Bürger, welche wegen körperlicher Gebrechen oder Schwäche ihren Unterhalt zu erwerben unfähig waren“.[5]

Böckh geht anschließend zu der Behandlung der ordentlichen, d.h. der regelmäßigen Einkünfte der attischen Polis über und klärt

nacheinander die verschiedenen Zölle (Einfuhr-, Ausfuhr-, Hafen- und Seezölle), die Gewerbe- und Personensteuern, Strafgelder, Tribute und Leiturgien. Der letzte Teil des Werkes ist schließlich den außerordentlichen Einkünften des Athenischen Staates und den besonderen Finanzmaßregeln gewidmet, die vor allem im Falle eines Krieges Anwendung fanden.

So sehr die Einzelforschung in diesem großen Werke allenthalben zu ihrem Rechte kommt, so wenig ist doch je der historische Rahmen aus dem Blick verloren, entsprechend den Grundsätzen, die Böckh in den 'Vorerinnerungen zur ersten Ausgabe' entwickelt hatte:

> *„Die Kunde der Hellenischen Alterthümer steht noch in ihren Anfängen; großer Stoff ist vorhanden, die meisten wissen ihn nicht zu gebrauchen. Wenige Gegenstände sind genügend abgehandelt, weil wer Einzelnes einigermaßen erschöpfen will, das Ganze kennen muß: ein Entwurf des Ganzen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, und nach festen Begriffen geordnet, nicht wie die bisherigen ein roher und unzusammenhängender Wust, nicht von einem Zusammenträger, sondern einem Forscher und Kenner, ist um so mehr ein Bedürfnis des gegenwärtigen Zeitalters, je mehr sich die Masse der Alterthumsgelehrten [...] in einer [...] meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung [...] selbstgenügsam gefällt, [...] wodurch diejenigen, die [...] im Besitz der aus gebreitetsten Kunde sein sollten, [...] unsere Wissenschaft dem Leben und dem jetzigen Standpunkt der Gelehrsamkeit immer mehr entfremden".*[6]

Gerade diese Kenntnis der Details und diese Weite des Blicks ließen Böckh aber nicht nur das Licht, sondern auch die Schattenseiten der griechischen Welt sehen:

> *„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten [...]; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig bloß in einer Ver-*

stimmung des Gemüthes gegründet oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es giebt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten [...] Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüthe der Freiheit unglücklicher als die meisten glauben".[7]

Aber Böckh erkannte zugleich, „daß auch die Fehler mit Tugenden zusammenhingen und schwer entfernt werden konnten, wenn nicht die Freiheit, aller Tugenden Quell, gefährdet werden sollte".[8] Und gerade „jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten"[9], sah er, so teuer sie auch bezahlt sein mochten, als erhaltenswerte Elemente des griechischen Lebens an, die auch modernen Staaten nicht fremd bleiben dürften, wenn diese sich nicht selbst aufgeben wollten. Weit über ihren Rang als altertumswissenschaftliche Publikation hinaus ist die 'Staatshaushaltung der Athener' auch ein bedeutendes Werk der Wirtschafts- und Rechtsgeschichte. Mit Recht hat der Volkswirtschaftler Wilhelm Roscher, der Begründer einer historischen Schule der Nationalökonomie, übrigens ein Schüler Böckhs, es in seiner 1874 erschienenen 'Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland' als grundlegend für die geschichtliche Erforschung des Wirtschaftslebens bezeichnet.[10]

Schon bei den Vorarbeiten zur 'Staatshaushaltung der Athener' war Böckh die Bedeutung der griechischen Inschriften für die Behandlung seines Gegenstandes klar gewesen. So richtete er Anfang 1815, nicht lange nach seiner Aufnahme in die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, an deren historisch-philologische Klasse einen Antrag auf die Erarbeitung eines Thesaurus Inscriptionum. Diesen Antrag begründete er u. a. damit, daß es Aufgabe einer Akademie sei, „Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, welche kein Einzelner leisten kann, theils weil seine Kräfte denselben nicht gewachsen sind, theils weil ein Aufwand dazu erfordert wird, welchen kein

Privatmann zu machen wagen wird".[11] Der Antrag wurde, vor allem von Philipp Buttmann tatkräftig unterstützt, von der Akademie angenommen, die daraufhin eine Kommission gründete, in der Böckh den Vorsitz übernahm und der außer ihm noch Niebuhr, Schleiermacher, Buttmann und Bekker angehörten. Zunächst sollten die griechischen Inschriften bearbeitet werden, und so erschien 1825 der erste Faszikel des schließlich nahezu zehntausend Inschriften umfassenden Corpus Inscriptionum Graecarum (CIG). Auf den Methodenstreit mit Gottfried Hermann, der sich an das Erscheinen dieses ersten Faszikels geknüpft hat, gehe ich hier nicht näher ein, da ich ihn in seiner Bedeutung für die Geschichte der Philologie an anderer Stelle ausführlich behandelt habe.[12] Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß das griechische Corpus in dem von Theodor Mommsen begründeten Corpus Inscriptionum Latinarum sein lateinisches Gegenstück und in den Inscriptiones Graecae schließlich einen Nachfolger erhielt. Beide Corpora werden jetzt von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften betreut, und unter Sachkennern ist es unbestritten, daß eine auf das Altertum gerichtete sozial-historische Forschung ohne die Heranziehung und Auswertung von zuverlässig edierten Inschriftentexten heute nicht mehr denkbar ist.

Die wissenschaftlichen Arbeiten von August Böckh stehen durchweg auf einem hohen Reflexionsniveau und zeichnen sich durch ein ungewöhnliches Methodenbewußtsein aus. Auch dieser Wesenszug Böckhs läßt sich auf seine Karlsruher Gymnasialzeit zurückverfolgen, in der ihn der an Leibniz und Locke anknüpfende Philosoph Gottlob August Tittel in Logik und Metaphysik unterrichtete. Das so geweckte Interesse fand weitere Nahrung in seinem Hallenser Platonstudium und insbesondere durch die enge Beziehung zu dem schon damals mit hermeneutischen Fragen beschäftigten Schleichermacher. Die Edition der eigenhändigen Manuskripte von Schleiermachers hermeneutischen Entwürfen durch Heinz Kimmerle hat uns die Entstehung seiner Hermeneutik besser verstehen gelehrt und läßt auch seinen Einfluß auf Böckh in neuem Lichte erscheinen.[13]

Im Sommersemester 1809 hielt der dreiundzwanzigjährige Böckh in Heidelberg zum ersten Mal eine Vorlesung über Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. In dieser Vorlesung, die er immer wieder durchgearbeitet und ergänzt und bis zum Sommersemester 1865, zwei Jahre vor seinem Tod, in regelmäßigen Abständen wiederholt hat und die von seinem Schüler Ernst Bratuscheck, auf Böckhs Vorlesungsheft und auf Kollegmitschriften gestützt, nach seinem Tode herausgegeben wurde, hat er sich am ausführlichsten über seine methodischen Prinzipien ausgesprochen. Aber auch in der praktischen philologischen Arbeit dringt er immer wieder auf methodische Besinnung. So schreibt er am 25. Juli 1820 an Friedrich Thiersch über die Pindarforschung seiner Zeit: „Nachdem nun in der Ausübung viel versucht ist und ich mich selbst genügsam versucht habe, halte ich es für zweckmäßig, über das vorhandene zu reflectiren, das heißt Grundsätze für die Kritik und Erklärung in einem einigermaßen theoretischen Zusammenhange darzustellen für diejenigen, welche nur immer das einzelne betrachten und keinen Totalüberblick gewinnen können.“ Und er schließt mit der Frage: „Glauben Sie nicht, daß das Methodische der Philologie, der eigentliche Kanon, Hermeneutik und Kritik, zu wenig zum Bewußtsein gebracht wird?“[14] Entsprechend erhebt er im Eingang seiner Abhandlung ‘Ueber die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte’ die Forderung,

> *„daß [...] auch einmal wieder der Blick auf das [...] Methodische gerichtet werde, über welches noch wenig und nicht besonders eindringend gedacht ist. Denn die Meisten, welche sich mit dem Studium des Alterthums beschäftigen, haben kaum einen Begriff von dem innern Zusammenhange der verschiedenen Theile desselben, und von dem Wesen und Leben der dabei in Anwendung kommenden Thätigkeiten, sondern betreiben die Philologie mit einer gewissen Gedankenlosigkeit als ein gewohntes Geschäft oder eine Liebhaberei, höchstens von einem dunklen Gefühle der innern Vortrefflichkeit des Gegenstandes daran festgehalten ...“*[15]

Eben diesem Mangel suchte Böckh mit seiner ‘Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften’ grundsätzlich

abzuhelfen, in der er u. a. rügte, daß man aus den bisherigen Begriffsbestimmungen der Philologie nicht erkenne, „was Philologie ist oder sein sollte, sondern nur wie groß bei den Philologen der Mangel des Nachdenkens über ihr eigenes Studium ist“.[16] Ich kann auf dieses Werk hier nicht näher eingehen, und natürlich ist an ihm heute auch manches überholt. Aber wie immer man zu Böckhs (übrigens vielfach mißverstandener) eigener Bestimmung der eigentlichen Aufgabe der Philologie als „Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d. h. des Erkannten“[17] steht, in zweierlei Hinsicht scheint mir sein Werk eine fortdauernde Bedeutung zu besitzen: in der Forderung, daß eine jede wissenschaftliche Tätigkeit, von klar definierten Begriffen ausgehend, sich ihres methodischen Vorgehens bewußt zu sein hat, und in der Betonung der Notwendigkeit, auch das unscheinbarste Einzelphänomen im Rahmen eines größeren Ganzen zu sehen und seine Stellung innerhalb des Ganzen zu bestimmen.

In diesem Sinne entwarf Böckh im Zweiten Hauptteil seiner Enzyklopädie, der den materialen Disziplinen der Altertumslehre gewidmet war, sein eigenes System einer umfassenden Altertumswissenschaft, mit dem er dasjenige seines Lehrers Wolf nicht unwesentlich verfeinerte und ausbaute. Auf eine ‘Allgemeine Alterthumslehre’, die den Charakter des griechischen wie des römischen Altertums herauszuarbeiten sucht, folgen Abschnitte über das öffentliche und das private Leben der Griechen und Römer, über Religion und Kunst, Mythologie, Philosophie und Einzelwissenschaften sowie über Literatur und Sprache.

Aber so sehr Böckh auch auf methodische Reflexion und auf den Blick für das Ganze drang – im Mittelpunkt stand für ihn doch seine eigene Wissenschaft, die er als solche ganz ernst nahm, auch in ihrer Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit. Bei den zahlreichen Redeverpflichtungen, die ihm seine Ämter in Universität und Akademie, nicht zuletzt als Professor der Beredsamkeit, auferlegten, ergab sich immer wieder die Notwendigkeit, vor ein größeres Publikum zu treten. Er hat diese Verpflichtungen, wie eine Reihe von Selbstzeugnissen zeigt, nicht selten als eine Last empfunden, aber er hat sie immer wieder auf sich genom-

men aus dem Gefühl der Verantwortung des Wissenschaftlers der Allgemeinheit gegenüber. Er vermochte auch verwickelte Sachverhalte anschaulich und leicht faßlich darzustellen, und so hat er zu einer großen Zahl von allgemeinen Fragen aus der Perspektive seines Faches heraus Stellung genommen: zum Verhältnis des Staates zum Unterrichtswesen, zur Umbildung der deutschen Universitäten, zum Verhältnis der Wissenschaft zur Praxis, zu den Pflichten des Wissenschaftlers, zu Berlin als Sitz der Wissenschaften (1860 anläßlich des Universitätsjubiläums) und zu vielem anderen mehr. Er tat es aus einer zutiefst liberalen Gesinnung und aus dem selbstbewußten Gefühl völliger Unabhängigkeit heraus – „Ich gehe meinen eigenen Weg und bin von Natur Protestant gegen alle menschliche Autorität“ bekannte er einmal[18] –, aber immer um Vermittlung und Ausgleich bemüht. Gleich weit entfernt von selbstgenügsamer Forschung wie von einer Haltung, der das Altertum nicht mehr ist als ein Arsenal von Argumenten in den Auseinandersetzungen der Gegenwart, glaubte er es sich und seiner Zeit schuldig zu sein, die Ergebnisse seiner eindringenden Einzelforschung als Erkenntnispotential und heilsames Korrektiv in die Diskussion der Zeit einzubringen und damit für den Fortgang der Geschichte fruchtbar zu machen.

Damit gewann das Studium des Altertums eine Bedeutung, die weit über die Vermittlung von Einzelkenntnissen und die Einsicht in den Ablauf bestimmter historischer Prozesse hinausging. Gewiß hat die Altertumswissenschaft in den einhundertunddreißig Jahren, die seit dem Tode Böckhs vergangen sind, ihre führende Stellung im Kreis der Geisteswissenschaften eingebüßt und muß ihren Platz heute mit einer Fülle konkurrierender Wissenschaften teilen. Das hat seine Folgen natürlich auch für die Einschätzung der Bedeutung des griechisch-römischen Altertums für die Gegenwart gehabt. Die Vorstellung, daß ein führender Naturwissenschaftler der Zeit die Vorlesungen eines ihm durch wissenschaftlichen Austausch eng verbundenen Altertumswissenschaftlers besucht, wie der alte Alexander von Humboldt das seinerzeit bei Böckh getan hat, mutet heute utopisch an. Aber man wird doch fragen müssen, ob wir es uns wirklich leisten können, auf all das zu verzichten, was die geistige und künstlerische Welt Griechen-

lands und Roms an auch uns noch beschäftigenden Problemen durchdacht und gestaltet und an Möglichkeiten zur Lösung dieser Probleme entwickelt hat. August Böckh hat um diese Möglichkeiten gewußt und in seinem Werk immer wieder von ihnen gezeugt. „Wir sind Alle reicher geworden durch Böckh“, sagte Ernst Curtius in der Gedenkrede, die er am 24. November 1885 hier in Berlin anläßlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Böckh gehalten hat,[19] und das gilt, wie ich Ihnen zu zeigen versuchte, auch im Jahre 1997 noch. Aber ich meine, wir haben kein Recht, seiner zu gedenken, kein Recht auch, ein der Forschung und der Lehre dienendes Haus nach ihm zu benennen, ohne uns zugleich zu fragen, wie wir auf die Herausforderungen antworten, die von seinem Werk auch heute noch ausgehen.

Anmerkungen

1 Zu Leben und Werk Böckhs vgl. insbesondere: *M. Hoffmann*, August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel, Leipzig 1901. Die wichtigste weitere Literatur bei: *E. Vogt*, Der Methodenstreit zwischen Hermann und Böckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie, in: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften. Hrsg. von *H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann*, Göttingen 1979, S. 109, Anm.14. Seither vgl. vor allem: *B. Schneider*, August Boeckh. Altertumsforscher, Universitätslehrer und Wissenschaftsorganisator im Berlin des 19. Jahrhunderts. Ausstellung zum 200. Geburtstag ..., Wiesbaden 1985 (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Ausstellungskataloge 26) mit der dort S. 77 genannten Literatur; *A. Horstmann*, Antike Theoria und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie, Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1992 (Literatur S. 341-361). Böckh selbst hat seinen Namen stets mit Umlaut geschrieben, vgl. bereits *Hoffmann*, S. 2, Anm. 1; Vogt, S. 109, Anm. 14; *Schneider*, S. 9, Anm.

2 Dankbrief an das Lehrerkollegium des Lyceums zu Karlsruhe vom 29. Oktober 1860, vgl. *Hoffmann* (Anm. 1), S. 462-464. Das Zitat dort S. 463.

3 *Th. Nipperdey*, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 508 f.

4 *A. Böckh*, Die Staatshaushaltung der Athener, 1. Band, Berlin 1817, S. 128 (21851, S. 164; 31886, S. 148) im Hinblick auf das Zeugnis Athen. 264 C.

5 Staatshaushaltung I, S. 260 (2I, S. 342; 3I, S. 308).

6 Staatshaushaltung I, S. XIII f. (2I, S. XIII f.; 3I, S. XIX).

7 Staatshaushaltung II, S. 158 f. (2I, S. 791 f.; 3I, S. 710).

8 Staatshaushaltung II, S. 156 (2I, S. 789; 3I, S. 708).

9 Staatshaushaltung II, S. 159 (2I, S. 792; 3I, S. 711).

10 Vgl. *Hoffmann* (Anm. 1), S. 42.

11 Vgl. *Schneider* (Anm. 1), S. 30. Der Wortlaut des Antrags bei *A. Harnack*, Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Berlin 1900, Band 2, S. 374.

12 *E. Vogt*, Der Methodenstreit zwischen Hermann und Böckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie, in: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften. Hrsg. von *H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann*, Göttingen 1979, S. 103-121.

13 *Fr. D. E. Schleiermacher*, Hermeneutik. Nach den Handschriften neu her

ausgegeben und eingeleitet von *H. Kimmerle*, 2., verbesserte und erweiterte Auflage, Heidelberg 1974.

14 Der vollständige Brief bei *Hoffmann* (Anm. 1), S. 245f. Die beiden Zitate dort S. 246.

15 Gesammelte Kleine Schriften, 5. Band (Akademische Abhandlungen), Leipzig 1871, S. 248.

16 *A. Böckh*, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Hrsg. von E. Bratuscheck, Leipzig 1877 (2. Aufl. 1886), S. 9.

17 Encyklopädie, S. 10.

18 Brief an den Theologen David Schulz vom 16. April 1809. Ein Auszug aus dem Brief bei *Hoffmann* (Anm. 1), S. 16f. Das Zitat dort S. 17.

19 *E. Curtius*, August Böckh, in: Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge, 3. Band (Unter drei Kaisern), 2. vermehrte Auflage, Berlin 1895, S. 135-155. Das Zitat dort S. 154.

Axel Horstmann

Wozu Geisteswissenschaften? Die Antwort August Boeckhs

I.

„Sagt mir, ihr Neunmalweisen, wird es nicht anders werden? Werden wir nur immer an Umfang und nicht an Gehalt zunehmen? Sollen wir immer so weiter neue Bücher schreiben, wie die Apotheker neue Mixturen machen, indem wir Wasser aus einem Gefäß ins andere gießen? Sollen wir beständig dasselbe Seil ein- und wieder aufdrehen? Immer auf derselben Spur und im gleichen Schritt bleiben? Ist das unsere Bestimmung, bis in die Ewigkeit hinein an Feier- und Wochentagen die Reliquien unserer Gelehrsamkeit zu zeigen wie Mönche die ihrer Heiligen, ohne auch nur ein einziges Wunder damit zu wirken?“[1]

Tristram Shandy wendet sich mit diesen Worten an seine zeitgenössischen „Freunde der Gelehrsamkeit“, und vermutlich würden wir uns heute nicht mehr derselben Metaphorik bedienen; doch: „Wozu ihre Mühe gut sein soll, da der Ertrag ihres Fleißes doch in keiner Weise handgreiflich wird und sie ja selten genug Unterhaltung und Belehrung bieten“ – in dieser Form bringt die Frage allem Anschein nach auch heute noch Philologen in Bedrängnis; zumindest findet sie sich in dieser Formulierung – und durchaus nicht rhetorisch – noch jüngst in der März-Ausgabe des „Merkur“ gestellt[2]. Dabei sehen sich offensichtlich nicht allein die Philologen mit ihr konfrontiert; vielmehr läßt die beachtliche Zahl einschlägiger Abhandlungen, Sammelbände und Denkschriften darauf schließen, daß sich die Geisteswissenschaften insgesamt nach wie vor schwer damit tun, auf die Frage nach ihrem „Wozu?“ eine restlos befriedigende und die Debatte damit ein für allemal beschließende Antwort zu geben. Neue Hoffnung schien hier vor allem jene denkwürdige Rede zu nähren, mit der Odo Marquard anläßlich der Jahresversammlung der – wie sie damals noch hieß – Westdeutschen Rektorenkonferenz 1985 in Bamberg die „Un-

vermeidlichkeit der Geisteswissenschaften“ in der modernen Welt verkündete.[3] Doch statt sich über die (wieder)gewonnene Existenzsicherheit heftigst zu freuen und sie in geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre tätig zu genießen, mehrte sich alsbald der Chor derer, die sich als bloße „Kompensateure“ von „Modernisierungsschäden“ ganz und gar mißverstanden bzw. weit unterschätzt fühlten und die die Frage nach dem „Wozu?“ dieser Fächergruppe damit erneut – und höchst nachhaltig – auf die Tagesordnung geisteswissenschaftlicher Theorie-Diskussion setzten. Zwar wird die Kontroverse inzwischen nicht mehr ganz so verbissen wie noch vor einigen Jahren geführt; abgeklungen ist sie indes keineswegs. Offenbar hat sich aber als Mehrheitsmeinung mittlerweile die Auffassung durchgesetzt, daß „Kompensation“ als Funktionsbestimmung der Geisteswissenschaften jedenfalls zu wenig wäre – ohne daß freilich feststünde, welches denn die allgemein konsensfähige Alternative dazu sein könnte.

Das Antwortangebot scheint durchaus reichhaltig. Da waren zunächst jene, die – in der Tradition „kritischer Theorie“ – den Verfechtern der Kompensationsthese passiv-affirmatives Verhalten gegenüber dem „Gang der Dinge“ vorwarfen und auf das emanzipatorisch-innovative Potential der Geisteswissenschaften pochten, welches Sinn und Existenz dieser Fächer wesentlich besser zu rechtfertigen vermöge[4]; alsbald meldeten sich auch die „Postmodernen“ zu Wort, die von den Geisteswissenschaften Einübung in „Pluralität“ und „Differenz“ erwarten.[5] Andere wollen die Geisteswissenschaften – wieder einmal – in „Kulturwissenschaften“ umgetauft sehen – „Geist“ sei als Leitbegriff schon längst nicht mehr zeitgemäß – und erhoffen sich von ihnen in ihrer „neuen“ Gestalt neben Aufklärung und Orientierung auch wieder – mirabile dictu – „Bildung“[6]! Dabei wird allerdings auch die Befürchtung laut, mit dieser Ausrichtung auf „Kultur“ im wertneutralen Sinne, d.h. verstanden als unterschiedslose Gesamtheit dessen, was nicht „Natur“ ist, könnten diesen Disziplinen die Maßstäbe für die Wahl der Themen, Fragestellungen und Methoden abhanden kommen und der Herrschaft schnell wechselnder Modetrends Tür und Tor geöffnet werden – so daß dann Titel wie: „Hip-hop bei den Hopis“ oder „Genesis und gender bei Demokrit und Derrida“ durchaus kei-

ne parodistischen Fiktionen mehr wären.[7] Und da sind ja auch noch die „Hermeneutiker“, die die Geisteswissenschaften ohnehin als Teil der Lebenspraxis betrachten und im geisteswissenschaftlichen „Verstehen“ weniger eine wissenschaftliche Methode als vielmehr ein „Existenzial“, d.h. eine – wissenschaftlich disziplinierte und kontrollierte – Form lebensweltlichen kommunikativen Handelns sehen, für die sich also die Frage nach dem „Wozu?“ der Geisteswissenschaften so eigentlich gar nicht stellt.[8] Vor allem aber dringen durch das Stimmengewirr – und das macht die Lage prekär – als Ostinato die Rufe all derer, die die Geisteswissenschaften als mehr oder weniger nutzlos, überflüssig, als Ort fruchtlosen Diskutierens, als Nicht- oder Pseudo-Wissenschaften abqualifizieren und einen Großteil davon durchaus dem Rotstift überantworten würden – von der Gegenseite natürlich nicht weniger laut als „Barbaren“ der „blinden Nützlichkeit“ gescholten.[9]

Reichlich Antworten also, unter denen man wählen könnte; aber auch ebenso viele offene Fragen, die sich hinter den gegebenen Antworten auftun; Fragen nach den ihnen zugrundeliegenden Prämissen, nach ihren Implikaten und Konsequenzen.

Zu erwarten, daß August Boeckh in dieser Diskussion mitreden könnte, liegt nicht unbedingt auf der Hand. Denn – um damit zu beginnen – wenn nicht alles täuscht, kannte Boeckh den Fachterminus „Geisteswissenschaften“ noch gar nicht. Zumindest läßt er sich – soweit ich es übersehe – in seinen einschlägigen handschriftlichen Aufzeichnungen, wo man es erwarten würde, nicht nachweisen.[10] Und auch in seinen eigenen wissenschaftstheoretischen Arbeiten hat sich Boeckh ja nicht – wie später Dilthey – mit den „Geisteswissenschaften“, sondern mit der „Philologie“ beschäftigt. Ihr galt ein Gelehrtenleben lang sein Interesse. So stand von 1809 – damals noch in Heidelberg – bis 1865, also bis zwei Jahre vor seinem Tod, regelmäßig die ‘Enzyklopädie der Philologie’ auf seinem Vorlesungsprogramm.[11] Und wenn in dieser Zeit von „Philologie“ gesprochen wurde, so meinte man damit üblicherweise die „klassische Philologie“, d.h. die Wissenschaft vom griechischen und römischen Altertum, insonderheit von seiner Literatur.

Man übernimmt also eine beträchtliche Beweislast, wenn man behauptet, Boeckh könnte uns eine Antwort auf *unsere* Frage nach dem Sinn und Zweck von Geisteswissenschaften geben. Und der Titel meines Vortrags scheint dies ja zu unterstellen.

Apropos „Geisteswissenschaften“: Ich habe im Titel meines Referats bewußt auf den bestimmten Artikel verzichtet und nicht von *den* Geisteswissenschaften gesprochen. Denn das erspart es mir, eine komplette Definition geben zu müssen. Um jedoch Mißverständnisse zu vermeiden, schicke ich vorweg, daß ich im folgenden nicht von jenem umfassenden Begriff ausgehe, der alles einschließt, was nicht Natur-, Bio-, Ingenieurwissenschaft oder Medizin ist; ich meine vielmehr den engeren Kreis der „philologisch-historischen Wissenschaften“; ich meine jene Disziplinen, die es mit dem Verstehen, Interpretieren, Erklären, Wiederherstellen, Prüfen und Deuten von „Texten“ im weitesten Sinne des Wortes zu tun haben.

II.

Erlauben Sie mir – bevor ich mich meinem *eigentlichen* Thema zuwende –, den Versuch zu unternehmen, August Boeckh in einigen wenigen Strichen geistes- und wissenschaftsgeschichtlich „einzuordnen“ – und zwar so, daß sich von diesem Kontext her auch die Tragfähigkeit und die Reichweite seiner „Antwort“ auf *unsere* Frage nach Sinn und Zweck von Geisteswissenschaften präziser beurteilen lassen.

Geboren genau heute, am 24. November, vor 212 Jahren in Karlsruhe, studierte Boeckh von 1803 bis 1806 in Halle bei Friedrich August Wolf und Friedrich Schleiermacher, wurde 1806 Mitglied des Seminars für Gelehrte Schulen in Berlin, 1807 in Heidelberg Privatdozent, im selben Jahr dort außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor. Ostern 1811 ging er als ordentlicher „professor eloquentiae et poeseos“, wie die Professuren für klassische Philologie damals noch hießen, an die neu gegründete Berliner Universität. Nach 56 Jahren außergewöhnlich erfolgreichen Wir-

kens ist er dort 1867 gestorben. Zu seinen Werken gehören – allen voran – die schon 1817 erschienene ‘Staatshaushaltung der Athener’, des weiteren Studien über Platon und den Pythagoreer Philolaos, Arbeiten über antike Maße und Gewichte, über Themen der antiken Astronomie und Kosmologie, über Pindar, die antike Metrik und die griechischen Tragiker, die Edition der ersten Bände des ‘Corpus Inscriptionum Graecarum’ und schließlich jene bereits zitierten Vorlesungen über die ‘Enzyklopädie der Philologie’, die er selber aber offenkundig nicht als wissenschaftliches Werk im strengen Sinne, sondern lediglich als „Propädeutikum“, als Einführungsvorlesung verstanden und daher einer Veröffentlichung selber auch nicht für wert erachtet hat. Just dieses – von seinem Schüler Ernst Bratuscheck posthum herausgegebene – Werk ist für unsere Fragestellung freilich zentral – zusammen mit seinen in sieben Bänden vorliegenden ‘Kleinen Schriften’[12], in denen sich – neben fachwissenschaftlichen Abhandlungen – ebenfalls höchst aufschlußreiche Reflexionen zu diesem Thema finden.

Will man Boeckh als Gelehrten charakterisieren, wird man ihn nicht als „typischen“ Philologen seiner Zeit bezeichnen dürfen. Typische Vertreter der „Zunft“ waren eher andere – etwa sein Lehrer Friedrich August Wolf oder auch sein Widersacher Gottfried Hermann. Verglichen damit erscheint Boeckh eher als „Grenzgänger“, als Mann des „Zwischen“; als jemand, der sich nicht ohne weiteres irgendwo subsumieren läßt, sondern in der Spannung zwischen durchaus gegensätzlichen Denkrichtungen, Auffassungen, Lebensbereichen und letztlich auch Epochen forschte, lehrte und arbeitete. Er stand, so scheint es mir, in mindestens dreifacher Hinsicht in einer Position des „Zwischen“, nämlich

erstens zwischen (Neu-)Humanismus, vertreten etwa durch Gelehrte wie die schon genannten F. A.Wolf, G. Hermann oder auch Wilhelm von Humboldt einerseits und andererseits dem, was dann später „Historismus“ oder auch „historischer Positivismus“ heißen sollte und sich in der Altertumswissenschaft insbesondere mit dem Namen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs verband;

zweitens zwischen Philologie als textbezogener historischer Forschung auf der einen und Philosophie als idealistisch-spekulativem Denken im Sinne Platons oder auch Hegels auf der anderen Seite und schließlich

drittens zwischen antiker „Theoria“ und moderner Wissenschaft.

Sollte diese Charakterisierung zutreffen – und das das hoffe ich natürlich –, wird man sich erst recht fragen müssen, ob man Boeckh im gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Legitimationsdiskurs überhaupt noch hören sollte. Denn so gesehen steht er ja noch vor jenem Bruch, den die Wissenschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den darauf folgenden Jahrzehnten und damit auch von uns trennt – also noch vor der Vollendung des Historismus mit all seinen relativistischen Konsequenzen; noch vor dem endgültigen Abdanken der spekulativen Philosophie und damit auch noch vor dem Aufstieg der experimentell arbeitenden „modernen“ Naturwissenschaften zur Wissenschaft schlechthin, an deren Standards sich seither auch die Geisteswissenschaften messen lassen müssen. Was sollte ein Autor, der sich gleichsam noch im Lande geisteswissenschaftlicher Unschuld fühlen konnte, uns heute in dieser Sache noch zu sagen haben?

III.

Meine These lautet: Nicht obwohl, sondern *weil* Boeckhs Denken die Schwelle zu unserem Verständnis von Wissenschaft noch nicht ganz überschritten hat, sondern von der Spannung dieses „Zwischen“ den Auffassungen, Denkrichtungen und Epochen geprägt ist, kann es uns Denkanstöße und Orientierungshilfen geben. Das heißt nicht, daß sich seine Vorstellungen und Argumente nahtlos als Lösungen übernehmen ließen. Aber sie können uns – das ist jedenfalls die tragende Überzeugung dieses Vortrags – gerade in ihrer provokativen Fremdheit die Augen öffnen für Spezifika von Geisteswissenschaften und

ihrer Legitimation, welche im Schatten des herrschenden Wissenschaftsverständnisses heute allzu leicht vergessen oder übersehen werden. So möchte ich Sie einladen, mit mir über die Frage „Wozu Geisteswisssenschaften?“ im Blick auf eben jene drei Spannungsfelder nachzudenken, in denen sich Boeckhs Denken bewegt und die markiert sind durch die schon genannten Begriffspaare

– Humanismus und Historismus,
– Philologie und Philosophie,
– Antike und Moderne.

Den allgemeinen Gepflogenheiten folgend, beginne ich mit dem ersten Gegensatzpaar.

Zwischen (Neu-)Humanismus und Historismus

Boeckhs Vorlesungen über die ‘Enzyklopädie der Philologie’ markieren – wissenschaftstheoretisch gesehen – das Ende der Monopolstellung der „klassischen Philologie“ als der Philologie schlechthin. Philologie läßt sich danach nicht mehr auf das „klassische“ Altertum beschränken; ebensogut ist auch eine „moderne“ Philologie denkbar. Dementsprechend kann Philologie auch kein „Humanitätsmonopol“ mehr beanspruchen; es sei, so Boeckh, „nur eine meist durch die Erfahrung gar nicht gerechtfertigte Anmassung der Philologen, dass ihr Studium ausschliesslich zur Humanität bilde“.[13] Gerade seine ‘Staatshaushaltung der Athener’, jenes Werk, in dem Boeckh in wirtschaftshistorischer Detailforschung gewissermaßen die „Kosten“ der Klassik und ihre Finanzierung akribisch untersucht hat, belegt seinen Abschied vom überkommenen Klischee eines durch und durch vorbildlichen – klassischen – Griechentums. „Zum Ziele nahm ich“ – schreibt Boeckh – „die Wahrheit, und ich bedaure nicht, wenn die unbedingte Verehrung der Alten gemäßigt werden muß, weil sich ergiebt, daß, wo sie Gold berühren, auch ihren Händen Schmutz anklebt. [...] Soll der Alterthumsforscher verhehlen, daß auch damals, wie jetzt, alles unter der Sonne unvollkommen war? Gestehen wir lieber,

daß viele unter den vortrefflichsten des Alterthums an den gemeinsamen Fehlern des Menschengeschlechtes krankten [...]".[14] So lautet Boeckhs nüchternes Fazit:

> *„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten [...]; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig bloß in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es giebt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten: betrachtet das Innere des Hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen [...] ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden".*[15]

Insoweit hätte Boeckh also bereits den Schritt vollzogen vom herkömmlichen Humanismus einer die bildende Wirkung der Antike betonenden „klassischen Philologie" zum Historismus, d.h. zu einer „wertfreien", das griechisch-römische Altertum und seine Hervorbringungen „vorurteilslos" und „objektiv" nur noch als eine Epoche unter vielen erforschenden Geschichtswissenschaft. Was Boeckh freilich in der 'Enzyklopädie' über den Zweck der Philologie sagt, spricht entschieden dagegen

> *„Die Erkenntniss des Alterthums in seinem ganzen Umfange kann also allein der Zweck dieser Philologie sein, und dies ist gewiss nichts Gemeines; denn es ist ja Erkenntniss des Edelsten, was der menschliche Geist in Jahrtausenden hervorgebracht hat, und gewährt eine tiefe und grosse Einsicht in das Wesen der göttlichen und menschlichen Dinge [...]".*[16]

Wie läßt sich dieser Widerspruch auflösen? Kann man es als „blinden Fleck" im Denken Boeckhs abtun, daß er zwar „vorurteilsfreie" Forschung propagierte, sich aber vom neuhumanistischen Antike-Bild eben doch nicht ganz zu lösen vermochte?

Mir scheint, daß es bei Boeckh mehr ist als nur ein eher kurioser Restbestand an methodisch nicht mehr einholbarer Hochschätzung des Erkenntnisobjekts. Jedenfalls sollte es schon zu denken geben, daß selbst ein so erklärter Gegner jeglicher Klassizitätsprämisse wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff als Ziel seiner allein der historischen Objektivität verpflichteten Philologie wie selbstverständlich „das reine beglückende Anschauen des in seiner Wahrheit und Schönheit Verstandenen“ nennt.[17] Man mag dies vielleicht noch als Ausdruck seines notorischen Defizits an theoretischer (Selbst-) Reflexion werten; doch läßt sich nicht leugnen, daß die Verkürzung der Philologie auf „objektive“ historische Forschung nicht nur beim frühen Nietzsche auf Widerstand gestoßen ist. Unter den Altphilologen war es Anfang unseres Jahrhunderts namentlich Werner Jaeger, der gegen die Nivellierung der philologischen „Gegenstände“ Protest erhob und demgegenüber auf die Vorbildhaftigkeit der Griechen und ihrer Werke verwies.[18] Karl Reinhardt, Harald Patzer, Rudolf Pfeiffer und andere sind ihm in der Intention gefolgt.[19] In der neueren Literaturwissenschaft haben Autoren wie Emil Staiger, Peter Szondi oder auch Gert Mattenklott denselben Anspruch erhoben: Ihnen gilt „Literaturwissenschaft“ weniger als „Literatur*geschichte*“ denn als „*Kunst*wissenschaft“.[20] Und in der Philosophie schließlich ist es Hans-Georg Gadamer, der den „Klassik“-Begriff als Konstituens der Geisteswissenschaften erneut und sehr wirkungsvoll ins Spiel gebracht hat.[21] Gemeinsam ist all diesen Autoren das Bemühen, die „Gegenstände“ ihrer Wissenschaft entschieden als „Texte“ zu nehmen; als Texte, die *von sich aus* „etwas zu sagen haben“; als Texte, die ihrerseits Geltungsansprüche erheben und die darin ernst genommen werden wollen; anders gesagt: das Bemühen, diese „Texte“ nicht auf bloße „Quellen“ zu reduzieren, die man nur noch *für anderes*, d.h. für beliebige eigene Fragestellungen und Erkenntnisinteressen ausschöpfen – um nicht zu sagen: ausbeuten kann; oder noch anders gesagt: Gemeinsam ist diesen Autoren, daß sie die an „Texten“ orientierte *Philologie* nicht auf quellenbezogene *Geschichtsforschung* reduziert wissen wollen.

Boeckh selbst scheint noch kein besonderes Problem darin gesehen zu haben, die Balance zwischen diesen beiden gegenläufigen Erkenntnisweisen und Interessenrichtungen zu halten. Das unter-

scheidet ihn von uns, die wir durch die Erfahrungen des Historismus und das Bewußtsein geprägt sind, *Wissenschaft* habe sich als Wissenschaft jeglicher Wertung zu enthalten. Insoweit führt hier auch kein Weg zu Boeckh zurück, schon gar nicht zu einem naiven Klassik-Glauben, dem ja auch er selbst schon nicht mehr huldigen wollte. Was sich aber von ihm lernen läßt, ist das Wissen um die höchst anspruchsvolle Aufgabe, vor der Geisteswissenschaften stehen, soweit sie sich als philologische, d.h. als textbezogene Disziplinen begreifen: die Aufgabe nämlich, sowohl den Ansprüchen ihrer Gegenstände – der „Texte" – als auch den Forderungen einer Wissenschaft zu genügen, die sich von eben diesen Gegenständen zwar *ansprechen* lassen soll, aber nicht *blenden* lassen darf. Ignorieren Geisteswissenschaften den Anspruch ihrer Gegenstände, geht ihnen am Ende das verloren, was letztlich Grundlage ihres forschenden Tuns ist, wovon sie selbst getragen werden und was ihnen ihren spezifischen „Sinn" gibt. Ihre Methode liefe dann gleichsam „leer". Denn warum sollten wir uns mit solchen „Gegenständen" wissenschaftlich überhaupt noch so eingehend befassen, wenn sie uns am Ende von sich aus tatsächlich gar nichts mehr „zu sagen" hätten? Verstoßen die Geisteswissenschaften indes gegen das Gebot methodischer „Unbestechlichkeit", laufen sie Gefahr, mit der „Objektivität" und Verallgemeinerbarkeit ihrer Resultate auch den Status der Wissenschaftlichkeit zu verlieren und zum Tummelplatz subjektiver Meinungen und persönlicher Vorlieben zu verfallen. So gesehen bezeichnet Boeckhs Stellung zwischen Humanismus und Historismus nicht nur eine Position zwischen zwei Epochen; sie markiert zugleich ein generelles Strukturmerkmal philologisch-historischer Geisteswissenschaften und deren genuine Herausforderung – nämlich die Balance zu halten zwischen ihrem von Gegenstand getragenen „Wozu?" und ihrem methodisch definierten „Wie?".

Zwischen Philologie und Philosophie

Man hat wiederholt darauf hingewiesen, daß sich die modernen Geschichtswissenschaften – und damit auch die Altertumskunde – als „streng historisch" verfahrende Disziplinen etabliert haben in der Abgrenzung von der spekulativen Geschichtsphilosophie

des deutschen Idealismus, namentlich Hegels.[22] Boeckh hat sich dieser Frontbildung nicht vorbehaltlos verschrieben. Zwar warf auch er den Philosophen vor, daß sie „oft die Thatsachen nach apriorisch construirten Begriffen [recken und strecken], bis sie in ihr System passen"; andererseits aber hat er ebenso deutlich unterstrichen, man dürfe „jedoch nicht, wie einige Philologen thun, die geschichtliche Speculation überhaupt als unfruchtbar ansehen"; man müsse „sie nur streng auf Thatsachen gründen".[23] Die Geistesgeschichte des späteren 19. Jahrhunderts ist über diesen Vermittlungsversuch alsbald hinweggegangen, und es fragt sich in der Tat, inwiefern er denn uns heute noch Orientierung geben kann. Die Antwort darauf setzt die Klärung dessen voraus, was Boeckh unter „Philologie" versteht.

Nach Boeckhs über die Grenzen seines Fachs bekannt gewordener Definition ist Philologie die „Erkenntnis des Erkannten".[24] Ich kann die darin implizierte Definition des philologischen Gegenstandes als des „Erkannten" hier nicht in aller Ausführlichkeit rekonstruieren. Nur soviel sei gesagt: Wenn Boeckh vom „Erkannten" spricht, meint er damit nicht nur das Ergebnis kognitiver Bemühungen im engeren Sinne, sondern auch die „Taten" der Menschen. Denn für ihn ist von „Handeln" nur dort zu sprechen, wo sich etwas „Geistiges" in der Wirklichkeit ausprägt, wo in diesem Sinne etwas „produziert" wird. „Produzieren" aber bedeutet „Konstruieren", und dieses ist – in der kantischen Tradition – das Definiens von „Erkennen". Aus der daraus resultierenden Gleichsetzung von Erkennen und Handeln ergibt sich zwangsläufig, daß die Aufgabe der Philologie mit der Aufgabe der Geschichtswissenschaft zusammenfällt.[25] Unabhängig davon, ob man diese „intellektualistische" Auffassung von Geschichte als wissenschaftlichem Gegenstand teilen mag oder nicht, bleibt festzuhalten, daß Boeckh damit die Basis für eine Philologie gelegt hat, die sich als umfassende historische Geisteswissenschaft, d.h. als umfassende Kulturgeschichte versteht.[26]

In diesem weiten Sinne gefaßt, wird die Philologie nun zum Gegenüber der Philosophie, d.h. einerseits zu ihrem Gegenspieler – „Die Philosophie erkennt primitiv, [...], die Philologie erkennt

wieder, [...]“–, andererseits aber auch zu ihrem „Komplementär“. Denn beide rücken für Boeckh in eine unauflösbare Wechselbeziehung: „Philologie und Philosophie bedingen sich wechselseitig; denn man kann das Erkannte nicht erkennen ohne überhaupt zu erkennen, und man kann auch nicht zu einer Erkenntniss schlechthin gelangen ohne, was Andere erkannt haben, zu kennen. Die Philosophie geht vom Begriff aus, die Philologie [...] vom zufällig Vorhandenen“[27] – wobei Boeckh vor allem auch an dem Nachweis liegt, daß die Philologie – entgegen verbreiteter Auffassung – auf die Philosophie keinesfalls verzichten kann.[28]

Auch mit diesem Gedanken des wechselseitigen Bedingungsverhältnisses von historisch-empirischer Philologie und spekulativer Philosophie hat Boeckh keine erkennbare Resonanz gefunden – weder unter seinen (alt)philologischen Zunftgenossen noch auch in der weiteren geisteswissenschaftlichen Theoriediskussion. Dazu war der Gedanke, den Boeckh hier entwickelt – daß sich nämlich alle (geistes)wissenschaftliche Forschung im zirkelhaften Wechselspiel von begrifflicher Konstruktion und ihrer empirisch-historischen Prüfung und „Bewährung“ vollzieht –, seiner Zeit wohl zu weit voraus.[29] Doch ist es auch nicht dieser wissenschaftstheoretisch-methodologische Aspekt, der uns hier zu interessieren hat, sondern das, was aus Boeckhs These von der Unverzichtbarkeit der Philosophie für die Philologie für *unsere Frage* „Wozu Geisteswissenschaften?“ folgt.

Für Boeckh war die Sache eindeutig: Enthielte die Philologie nicht wesenhaft auch ein philosophisch-spekulatives, konstruktiv-erkennendes Element, gäbe es auch auf die Frage nach ihrem „Wozu?“ letztlich keine Antwort. Als bloßes „Wiedererkennen“ wäre Philologie dann nämlich nicht nur jenes „actum agere“ und „judicatum judicare“, dessen Sinnlosigkeit Tristram Shandy – auch Boeckh selbst greift übrigens auf das Eingangszitat zurück – nur Hohn und Spott entlockt. Die Philologie hätte zugleich auch ihren Rang als Wissenschaft verloren; denn selbstverständlich ist auch für Boeckh Wissenschaft durch die schöpferische „Produktivität“ originären Erkennens definiert und auch nur *als solche* überhaupt zu legitimieren.

Was aber bedeutet das konkret, wenn die Tätigkeit des Philologen in der Praxis doch nur „Verstehen“ des von anderen Hervorgebrachten ist und damit eben doch nicht mehr als bloßes *Wieder*erkennen dessen zu sein scheint, was andere längst schon – originär – erkannt haben? Behielte Tristram Shandy am Ende also doch mit seinem Vorwurf recht? Hätten wir es in der Philologie mithin doch nur mit einer Form raffinierten wissenschaftlichen Wiederkäuens zu tun?

Just an dieser Stelle scheint mir Boeckhs Konzeption richtungweisend, und vor allem hier muß man es bedauern, daß ihm die geisteswissenschaftliche Theoriegeschichte nicht gefolgt ist. Denn für ihn umfaßt „Verstehen“ durchaus nicht nur die „Interpretation“ im Sinne traditioneller – „rezeptiver“ –“Hermeneutik“. Vielmehr ist Verstehen Boeckh zufolge „einerseits *absolut*, andrerseits *relativ*, d.h. man hat jedes Object einerseits an sich, andrerseits im Verhältniss zu andern zu verstehen. Letzteres geschieht mittelst eines Urtheils durch Festsetzung eines Verhältnisses zwischen einem Einzelnen und dem Ganzen oder einem andern Einzelnen, oder durch Beziehung auf ein Ideal. Das absolute Verstehen behandelt die *Hermeneutik*, das relative die *Kritik*“.[30] Und mit „Kritik“ meint Boeckh keineswegs nur „Textkritik“, sondern – im Sinne des griechischen κρίνειν – vor allem auch die Prüfung der Textzeugnisse auf „Angemessenheit“ und „Unangemessenheit“ hin; das aber kann für Boeckh letztlich nur heißen: Bewertung nach Kriterien der „Wahrheit“, „Sittlichkeit“ und „Schönheit“ – und zwar nicht im Sinne einer zur Not auch verzichtbaren Leistung zusätzlich zum Geschäft der Interpretation, sondern mit dieser untrennbar – zirkelhaft – verbunden.[31] Genau darin unterscheidet sich Philologie als „lebendige“ Wissenschaft von bloß geschäftiger, Material über Material aufhäufender, aber letztlich „toter“ Gelehrsamkeit. Philologie – so Boeckh – „verzichtet nicht auf alles eigene Denken, wenn ihr Ziel die Erkenntniss von Ideen sein soll; denn fremde Ideen sind für mich keine“; vielmehr gilt es, dem Wiedererkannten „in dem eigenen Denken seinen Platz anzuweisen und es mit dem Erkannten selbst auf gleiche Stufe zu stellen, was durch die Beurtheilung [...] geschieht. *In dieser Beurtheilung* [...] *liegt das Den-*

ken des Philologen [...]".[32] Erst dieses „Urteilen", welches das Wiedererkannte ins Verhältnis zum bereits Gewußten setzt und dabei Akzeptables von Nicht-Akzeptablem „scheidet", gibt der Philologie ihre Existenzberechtigung als Wissenschaft. Und durch eben diese Kritik

> *„findet das 'philosophische' Element Eingang in die Philologie, erst mit ihrer Einbeziehung wird verständlich, inwiefern Philologie als 'Wiedererkennen' immer auch 'Erkennen' ist. Zwar wird Philologie auch als Kritik nicht zum völlig originären Denken im Sinne 'primitiven' Erkennens; auch als Kritik bleibt sie Denken über ein gegebenes 'Erkanntes' und in soweit Wiedererkennen. Doch als ein solches 'Denken über ...' ist philologisches Erkennen immer schon mehr als bloßes 'Reproduzieren' und schlichtes 'Nachschaffen'. Auch 'Rekonstruiertes' und 'Reproduziertes' wird [...] erst dann zu wirklich 'Erkanntem' und Gewußtem, wenn man zugleich darüber hinaus geht, es 'kritisch' überdenkt und in Beziehung zu dem setzt, was bereits erkannt worden ist und in Geltung steht".*[33]

Wie gesagt: Auch darin ist das 19. Jahrhundert Boeckh nicht gefolgt. Denn schon bei Dilthey fanden sich die Geisteswissenschaften nur noch über die „Hermeneutik" und damit nur noch als im engeren Sinne „verstehende", d.h. einfühlend-nachschaffende Wissenschaften definiert. Dies hatte seine nachvollziehbaren theoriegeschichtlichen Gründe, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Vor allem aber hatte es für die Geisteswissenschaften prekäre Folgen. Denn damit war nun der rezeptiv-rekonstruierenden Hermeneutik, d.h. dem bloß *wieder*erkennenden Verstehen die ganze Begründungs- und Legitimationslast der Geisteswissenschaften aufgebürdet. Und man vergaß oder wollte vielleicht auch nicht mehr wahrhaben, daß sich die Frage nach ihrem „Wozu?" nur dann überzeugend beantworten läßt, wenn sie das Gegebene nicht nur historisch getreu wiederzugeben versuchen, sondern wenn sie es zugleich auch auf den Prüfstand der Beurteilung, „der Scheidung von möglich und unmöglich, von Nähe und Verlust, Erinnerung und Abschied, Aufnahme und Verwerfung, Leben und Tod" bringen.[34] Nur wenn die Geisteswissenschaften ihre Gegenstände noch einer ernsthaften Kritik

für wert halten, sie nicht zu *gleichgültigen* „Objekten“ verkümmern lassen, sondern beispielhaft dazu animieren, sich in der gebotenen wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit mit ihnen *auseinanderzusetzen*, verhindern sie, daß man am Ende auch diesen Disziplinen selbst gegenüber *gleichgültig* wird. Seit Ende der 1960er Jahre hat den „hermeneutischen“ Geisteswissenschaften ihr verkürztes (Selbst-)Verständnis den nicht ganz unberechtigten Vorwurf eingetragen, sie verhielten sich Geschichte und Tradition gegenüber nur noch affirmativ, ließen das Bestehende unangetastet und seien nur noch „konservativ“. Bei den marxistisch inspirierten Theoretikern hat das zu der Forderung geführt, die „Hermeneutik“ durch „Ideologiekritik“ zu korrigieren und zu überbieten – nicht zuletzt um für diese Fächer mit der These von ihrem emanzipatorischen Potential eine neue Existenzberechtigung zu formulieren. Es wird nicht überraschen, daß der Name August Boeckhs in diesem Diskurs nicht vorkommt – leider und abermals leider; denn auch in diesem Falle hätte Literaturkenntnis vor vermeintlichen Neuentdeckungen schützen können.

Zwischen antiker „Theoria“ und moderner Wissenschaft

Falls auch und gerade diese Positionsbestimmung auf Boeckh zutrifft, dürfte es insoweit besonders schwerfallen, seinen Vorstellungen vom Zweck der Philologie heute noch Sinn und Bedeutung abzugewinnen – sollte man jedenfalls vermuten. Ich habe mir diesen Punkt daher auch bis zum Schluß aufgehoben.

Was hat man unter Wissenschaft im Sinne antiker „Theoria“ zu verstehen? Dazu bedarf es eines kurzen Abstechers zu den alten Griechen – genauer: zu ihren beiden großen Philosophen. „Wissenschaft“, wie sie von Platon und Aristoteles im strengen Sinne der ἐπιστήμη verstanden wurde, hat es nicht mit irgendwelchen beliebigen „Objekten“ zu tun. Ihr „Gegenstand“ ist vielmehr das wesenhaft „Seiende“, die „Idee“ – namentlich des „Schönen“ und „Guten“ – so bei Platon im ‘Symposion’ und in der ‘Politeia’; das „Allgemeine“, „Notwendige“, „Ewige“, das im höchsten Sinne und um seiner selbst willen Wißbare, d.h. das „Göttliche“ – so bei

Aristoteles in der ‘Metaphysik’ und in der ‘Nikomachischen Ethik’.[35] Wissenschaft in diesem strengen Sinne hat es überhaupt nicht mit bloßen „Objekten“ zu tun, sondern mit dem, was sie – als θεολογία – nur „schauen“ kann, weil es selber das eigentliche „Subjekt“ ist, welches Denken und Handeln bewegt und bestimmt; und das als solches auch die Fähigkeit besitzt, sich selbst von sich aus dem Einzelnen in zweifelsfreier „Evidenz“ zu „offenbaren“ und die überwältigende, unumstößliche und zugleich beglückende Gewißheit zu vermitteln, daß „Wahrheit“ erkannt worden ist. Das bedeutet nicht, daß man dazu auf eigene Wissensanstrengungen verzichten könnte; sie sind sogar unabdingbar, aber eben nur im Sinne vorbereitender Hinführung zu dem entscheidenden Augenblick – ἐξαίφνης („plötzlich“) heißt es bezeichnenderweise an der betreffenden Stelle – schauenden Erkennens: Diese „Theoria“ steht als „Schau des Göttlichen“ nicht mehr in der Macht des einzelnen Menschen, sondern „widerfährt“ ihm von seinem „unverfügbaren“ Gegenstande her, dem wahren Subjekt der Erkenntnis, gegenüber dem sich der Erkennende selbst im Stadium „schlechthiniger Abhängigkeit“ befindet. Und aus diesem Subjekt-Charakter des Gegenstandes der Erkenntnis ergab sich auch, was der Antike als Ziel und Wirkung der Erkenntnis galt. Denn ganz gleich, ob man mit Platon die Idee des „Tugendwissens“ verfocht und aus dem Erkennen des Wahren sogleich das Tun des Guten zwangsläufig folgen sah oder aber mit Aristoteles im βίος θεωρητικός die höchste Form menschlichen Lebens identifizierte und die „Theoria“ als jene einzigartige Chance des Menschen pries, in der Schau des Göttlichen zumindest für kurze Zeit außerhalb aller Polis-Pflichten göttlich-einsame „Eudämonie“ zu genießen – keinesfalls war solche Erkenntnis bloßes „Mittel“ für anderweitige „Zwecke“; nichts, was sich überhaupt instrumentalisieren, anwenden oder nutzbar machen ließe, sondern selber letztes Ziel und höchster Zweck, d.h. „frei“ und in unauflöslicher Einheit mit ihrer Wirkung.

Was hat das mit August Boeckh zu tun? Mit einem Philologen und Altertumsforscher, der seine „Gegenstände“ – seien es Werke antiker Autoren, seien es Inschriften oder sonstige Zeugnisse antiken Lebens – doch nach allen Regeln methodischer Raffi-

nesse untersucht und sie in akribischer Weise sprachlichen, stilistischen, metrischen, metrologischen, wirtschaftshistorischen und anderen Analysen unterworfen hat, um dem „Geist des Antiken an sich“ auf die Spur zu kommen?

Es hat – und das wird Sie nach dem Bisherigen vielleicht nicht mehr sehr überraschen – durchaus etwas mit seinem Verständnis von philologischer Wissenschaft zu tun. Ich nenne – notgedrungen kurzgefaßt – drei Aspekte:
– *Erstens* – und damit greife ich wieder auf, was ich im Abschnitt über „Humanismus und Historismus“ angesprochen habe – ist Boeckh bei aller erklärten „Vorurteilslosigkeit“ des historischen Forschers natürlich nach wie vor von der Sonderstellung und dem Ausnahmecharakter insbesondere der Griechen überzeugt. Sie verkörpern für ihn – ungeachtet all ihrer Schwächen, die Boeckh an ihnen aufdeckt – letztlich doch etwas von der „Idee der Humanität“, d.h. von jenem „Reinmenschlichen“, welches Boeckh nicht ohne Bedacht „das Göttliche auf Erden“ nennt.[36] Eine solche, den antiken Theoria-Gedanken so unmittelbar evozierende Formulierung mag man noch als neuhumanistischen Überschwang abtun. Doch
– *zweitens* ist antike „Theoria“ bei Boeckh auch dort präsent, wo es um die philologische Erkenntnisweise geht. Boeckh läßt keinen Zweifel daran, daß das Auffinden und Verstehen „fremder Individualität“, wie sie sich etwa in einem sprachlichen Kunstwerk ausdrückt, zwar strenger methodischer Leitung und wissenschaftlicher Kontrolle bedarf, gleichwohl aber immer etwas Divinatorisch-Ereignishaftes, etwas methodisch nicht restlos Einholbares behält und sich – wenn es denn überhaupt gelingt – „mit einem Schlage“, ἐξαίφνης, vollzieht.[37] Und
– *drittens* prägt der Theoria-Gedanke Boeckhs Vorstellung vom Zweck der Philologie: Wie alle wahre Wissenschaft ist für ihn auch die Philologie „frei“, d.h. etwas, das man nicht um eines äußeren Nutzens, sondern um seiner selbst willen betreibt, das auch nur unter dieser Voraussetzung charakterprägende Wirkung entfaltet und damit Einfluß auf die Praxis gewinnen kann. *Daß* die Philologie dies aber überhaupt vermag, ist – und damit komme ich erneut auf schon Gesagtes zurück – für Boeckh wie für

Wilhelm von Humboldt letztlich ihren „Gegenständen“ zu verdanken – konkret: der griechisch-römischen Antike und ihren „klassischen“ Werken, die insofern die wahrhaft wirkenden „Subjekte“ solcher Bildungsprozesse sind und durch ihren normativen Gehalt zugleich auch die „Freiheit“ der Philologie als Wissenschaft sichern.

Was aber folgt aus diesem Befund nun für unsere Frage nach dem „Wozu?“ von Geisteswissenschaften? Meine die bisherigen Überlegungen zusammenfassende These lautet:
„Geisteswissenschaften“ lassen sich – als philologisch-historische Wissenschaften – nur dann nach Begriff und Zwecksetzung angemessen fassen, wenn man sie in diesem Sinne gleichsam als ein Stück „Antike in der Moderne“ begreift; d.h. als Disziplinen, die den Wissenschaftsbegriff und das Wissenschaftsverständnis der „Theoria“ unter den Bedingungen unserer Gegenwart aufheben; als Disziplinen, für die genau jenes „Zwischen“ gilt, das ich am „Modellfall Boeckh“ aufzuzeigen versucht habe; als Disziplinen, die in diesem „Zwischen“ die Balance halten müssen.

Damit ist aber eben auch gesagt – und darauf habe ich andernorts hingewiesen[38] –, daß Geisteswissenschaften auch als philologisch-historische Disziplinen Wissenschaften der „Moderne“ sind und bleiben; Wissenschaften, die von sich aus für ihren methodischen Zugriff keine absoluten Begrenzungen mehr anzuerkennen bereit sind und es sich prinzipiell auch durch keine „Autorität“ mehr verbieten lassen, ihre Gegenstände bis ins kleinste und letzte zu analysieren und gegebenenfalls zu „entzaubern“. Als solchermaßen „moderne“ Wissenschaften sind auch die philologisch-historischen Fächer ihren Gegenständen gegenüber insoweit „frei“! Doch Freiheit schließt auch die Verantwortung ein, dem Gegenstand im Erkenntnisprozeß „gerecht“ zu werden – konkret: etwa einem Gedicht oder einer Novelle die Möglichkeit zu geben, sich in dem, was sie *von sich aus* sagen wollen und können, zu zeigen und zur Geltung zu bringen. Nur so wäre im übrigen die Chance gewahrt, vom Gegenstande her selber etwas zu „vernehmen“ und zu „erfahren“, was sich aus Eigenem womöglich nie gewinnen ließe.

Um nicht mißverstanden zu werden: Natürlich haben auch Geisteswissenschaften das Recht – und nicht selten wohl auch die Pflicht –, all das absichtsvoll zu ignorieren und auf Texte Methoden anzuwenden, die in andere Richtungen und auf ganz andere Resultate zielen. Wenn sie sich freilich damit begnügen, in ihren Gegenständen nur noch Spielmaterial für methodische Virtuosität zu sehen, sie nur noch „dekonstruieren“, „destruieren“ oder wie auch immer sonst für eigene Zwecke „ausbeuten“ wollen, so können sich Texte dagegen natürlich nicht wehren; aber sie können etwas anderes, sehr wirksames: Sie können verstummen. Es bleibt also auch hier die Forderung, Balance zu halten und methodische Anstrengung eben auch und gerade darauf zu verwenden, daß Texte überhaupt als „Subjekte“ zur Erscheinung, zum Sprechen und zur Geltung kommen können. „Methode“ hätte, so gesehen, zunächst einmal ihrem Gegenstand – sit venia verbo – zu „dienen“ und ihn auch anderen, vor allem auch den Lesern und Hörern außerhalb der Fachkollegenschaft, in dieser seiner besondere Qualität zu vermitteln. Was wäre etwa eine Literaturwissenschaft, die nicht (auch) Lust auf Lektüre machte? Mir scheint, daß Emil Staigers Formulierung: „zu begreifen, was uns ergreift“ Aufgabe und Herausforderung philologischen Erkennens nicht schlecht getroffen hat.[39]

Andererseits – und diesen Denkanstoß Boeckhs sollten wir ebenfalls nicht überhören – sollen und dürfen Geisteswissenschaften bei aller Hochschätzung ihrer Gegenstände darum nicht auf ihr eigenes „kritisches“ Potential und Instrumentarium verzichten! Denn „Ernstnehmen“ ist ja nicht mit „Hinnehmen“ zu verwechseln. So muß es im Gegenteil zu den genuinen geisteswissenschaftlichen Aufgaben gezählt werden, Texte immer wieder auch solchen „Härtetests“ zu unterziehen, bei denen sich Spreu vom Weizen sondern kann. Viel zu lange, so scheint mir, ist auf „Kritik“ im Sinne explizit wertender Beurteilung, auf Kritik, die den Erkenntnisgegenstand gewissermaßen als Partner oder eben auch Gegner in einem – vielleicht sollte man sagen: „virtuellen“ – *Dialog* versteht und als solchen „ernstnimmt“, in den Geisteswissenschaften systematisch verzichtet worden. Daß es sich dabei um ein schwieriges Geschäft handelt, welches *für beide Seiten* mit dem Risiko des Irrtums verbunden ist, kann hier eigentlich kein Argument sein.[40]

Noch ein Wort zur „freien Wissenschaft“: Boeckhs Begründung einer als „Selbstzweck“ betriebenen Philologie, von der praktische Nutzbarkeit nur um den Preis ihres Wesensverlustes gefordert werden könnte und welche selbst die von ihr erhoffte „bildende Wirkung“ nur als freiwilliges Beiprodukt zu liefern bereit ist – eine solche Begründung „freier“ Philologie läßt sich für die philologisch-historischen Geisteswissenschaften heute natürlich nicht mehr halten. Ebensowenig aber macht es offenkundig Sinn, ihre Existenzberechtigung nun ausschließlich über die Behauptung vielfältiger Anwendungsmöglichkeiten und Verwertungsperspektiven sichern zu wollen. Vielmehr ist Gert Mattenklott zuzustimmen, wenn er fordert, sich bei der Diskussion um die Rechtfertigung von Geisteswissenschaften an den „schwächsten Teilnehmern“ dieses Diskurses, an den kleinen Fächern wie Byzantinistik, Assyrologie oder überhaupt an den Altertumswissenschaften zu orientieren, die „den billigen Ausweg von Anbiederungsversuchen mit der Beteuerung sogenannter gesellschaftlicher Relevanz“ von vornherein verlegen und allenfalls zu der Einsicht führen, „daß das Eingehen auf ein gesellschaftliches Effizienzdenken in eine ausweglose Sackgasse führt“.[41] Denn unterstellt, daß geisteswissenschaftliche Forschung tatsächlich den „Nutzen“ der Aufklärung, Orientierung, Identitätsfindung, Sinngebung oder Bildung erzielt, dann doch zunächst einmal und ganz überwiegend zugunsten dessen, der sie selber betreibt. Und auch was sie an Befriedigung der Neugier, an Freude und Glück vermittelt – sofern sie es denn tut –, genießt zunächst einmal der Forscher selbst und allenfalls erst in zweiter Linie die Gesellschaft, die ihn finanziert. Es ist dieser spezifische „Selbstzweck“-Charakter, und es ist die damit einhergehende merkwürdige Asymmetrie in der Verteilung von Leistung und Gegenleistung, von gesellschaftlichem Mitteleinsatz und individuellem Genuß, was die Geisteswissenschaften abermals in die Nähe der antiken „Theoria“ rückt. Denn – um bei Aristoteles zu bleiben – der Philosoph gab der Polisgemeinschaft, die ihm seinen βίοζ θεωρητικόζ materiell ermöglichte, von der in der Schau des Göttlichen genossenen Eudämonie gar nichts zurück. Auch wenn man mit der Verpflichtung zur lehrenden Vermittlung etwas von der „Bringschuld“ der Geisteswissenschaften ge-

genüber der Gesellschaft abgetragen sehen darf, bleiben diese Fächer doch mit ihrer spezifischen Selbstbezüglichkeit in einer arbeitsteiligen Gesellschaft so etwas wie ein – man scheut das Wort, aber ich meine es hier entschieden positiv – „Luxusphänomen“, auch darin antiker Wissenschaft durchaus vergleichbar. Ich denke, nur wenn man ehrlich und vor allem auch selbstbewußt genug ist, sich dies einzugestehen und für die eigene Legitimationsstrategie offensiv zu nutzen, wird man über Versuche ideologischer Pseudo-Rechtfertigung hinauskommen. Damit soll nicht bestritten sein, daß sich auch für Geisteswissenschaften durchaus vielfältige und ernstzunehmende Verwendungszwecke aufzeigen lassen und daß es offensichtlich auch immer schwerer fällt, ohne entsprechende Relevanznachweise auszukommen; doch mindestens ebenso schwer wird es fallen, diesen Fächern für das bloße *Überleben* eine Bedeutung zuzuschreiben, wie man sie den Natur-, Bio- und Ingenieurwissenschaften, der Medizin, aber auch bestimmten Gebieten der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit Recht zumißt. Zumindest würden sich dann Fächer wie die von Mattenklott genannten aus einem solchen Kreis weitgehend ausgeschlossen fühlen müssen. Denn deren vorrangigen Bezugspunkt bilden nun einmal nicht die Gesellschaft und ihre Ziele, Zwecke und Bedürfnisse, sondern eben jene „Texte“, die sie sich selbst und anderen erschließen. Das macht diese Fächer „sperrig“, aber auch „frei“ gegenüber dem, was „alle“ tun und meinen. Just darin aber erscheinen sie paradigmatisch. Und wer sagt denn, daß *Überleben* alles wäre? Wie es ein fraglos *überlebenswichtiges* Interesse am Beherrschen von Objekten und Prozessen in Natur und Gesellschaft gibt, so offenkundig auch ein nicht minder tief sitzendes Interesse am Schauen und Zuhören, am Vernehmen, Mitteilen und Verstehen – und dies dürfte eher mit dem zu tun haben, was man das gute oder vielleicht besser: das *wahre Leben* nennen könnte. Und vor allem darin scheinen mir Geisteswissenschaften zu gründen, zumal die philologisch-historischen.

IV.

Boeckhs Bestimmung des Zwecks der Philologie enthebt uns nicht der Anstrengung, eine eigene Antwort auf die Frage „Wozu Geisteswissenschaften?“ suchen zu müssen. Denn seine Antwort ruht auf Voraussetzungen, die nicht mehr die unseren sind. Vor allem seine Verwurzelung in den Grundüberzeugungen deutsch-idealistischer Philosophie, sein Glaube an den Natur und Geschichte gleichermaßen prägenden „Logos“ vermittelte Boeckh jene Gelassenheit und Zuversicht, daß am Ende akribischen Forschens, Interpretierens und Prüfens etwas Vernünftiges, Wahres werde zutage treten, und damit auch die Sinnhaftigkeit des wissenschaftlichen Tuns selbst. Dieser Argumentationsweg ist uns, fürchte ich, verschlossen – was uns freilich umso härter zwingt, für diese Grundüberzeugung ein Äquivalent zu finden, welches heutigem philologisch-historischen Forschen das nötige „fundamentum in re“ gibt.

So haben wir Boeckhs „Antwort“ auch eher als Frage zu verstehen, als Frage an uns, an unser herrschendes Forschungsverständnis, an unseren Begriff von „Moderne“ und „moderner Wissenschaft“. Denn – so hoffe ich gezeigt zu haben – mit einigen ihrer Leitkategorien geraten wir bei den philologisch-historischen Fächern alsbald an Grenzen, vor allem – wie gesehen – wenn wir über deren „Texte“ wie über beliebige Objekte glauben *verfügen* zu können. Man braucht diesen Texten nicht unbedingt das Prädikat des „Göttlichen“ beizulegen, um das Unangemessene einer solchen Behandlung zu erkennen. Denn auch als „menschliche“ Hervorbringungen verdienen sie zunächst und grundsätzlich Gehör und Respekt – ganz gleich, was ihre spätere Prüfung ergeben mag. Wenn wir zumindest dies bei Boeckh – oder anderswo – gelernt hätten, wäre schon etwas gewonnen – etwas, das auch über die Grenzen von Philologie und Geschichte hinaus Beachtung verdient.

Anmerkungen

1 *Laurence Sterne*, Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys. Deutsch von *R. Kassner.* Berlin – Darmstadt – Wien 1966, S. 357.
2 *Th. Steinfeld*, Am Ende der Philologie. In: Merkur 576, 51. Jg. (März 1997) S. 204ff., hier S. 204.
3 *O. Marquard:* Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: ders.: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien. Stuttgart 1987, S. 98ff.
4 Vgl. *H. Schnädelbach,* Kritik der Kompensation. In: Kursbuch 91: Wozu Geisteswissenschaften? Berlin 1988, S. 35ff.
5 *W. Welsch,* Differenz und Pluralität. Eine aktuelle Aufgabenstellung der Geisteswissenschaften. In: Was sind und zu welchem Ende brauchen wir Geisteswissenschaften? Hrsg. v. *K. Ermert u. S. Gürtler*, Rehburg-Loccum 1989, S. 83ff.
6 Vgl. dazu u.a. *J. Mittelstraß,* Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt a. M. 1989, S.13ff., 43ff.; Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Mit Beiträgen von *W. Frühwald, H.R. Jauß, R. Koselleck, J. Mittelstraß, B. Steinwachs*. Frankfurt a. M. 1991; *R. Schlesier,* Kulturwissenschaft heute – eine Chimäre? Warum Vieldeutigkeit kein Mangel sein muss. In: Neue Zürcher Zeitung vom 26./27. Oktober 1996, S. 53f.; *G. Bollenbeck,* Die Kulturwissenschaften – mehr als ein modisches Label? In: Merkur 576, 51. Jg. (März 1997), S. 259ff.
7 Vgl. *G. Bollenbeck, (*Anm. 6), S. 262.
8 Vgl. *H.-G. Gadamer,* Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 4. Aufl. Tübingen 1975.
9 Vgl. *R. Grimminger,* Sieben Thesen zu den Geisteswissenschaften. In: Frühwald/Jauß et al. (Anm. 5), S. 282ff., hier S. 285.
10 So ist beispielsweise dort, wo der Herausgeber seiner „Enzyklopädie"-Vorlesungen, Ernst Bratuscheck, diesen Begriff verwendet, im Manuskript nicht von „Geisteswissenschaften", sondern von „ethischen Wissenschaften" die Rede. Und es geht dabei auch nicht um die eigene Gegenwart, sondern um das klassische Altertum. Gemeint sind dort nämlich antike τὲχναι – und zwar namentlich Jurisprudenz, Pädagogik, Rhetorik und Philologie. Vgl. *A. Boeckh,* Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Hrsg. v. *E. Bratuscheck.* Leipzig 1877, S. 600ff.
11 Vgl. *M. Hoffmann,* August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. Leipzig 1901, S. 467ff.

12 *A. Boeckh,* Gesammelte kleine Schriften. 7 Bde. Hrsg. v. *F. Ascherson, E. Bratuscheck* u. *P. Eichholtz*. Leipzig 1858-1874.
13 *A. Boeckh,* Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften. Hrsg. v. *E. Bratuscheck*. 1. Hauptteil: Formale Theorie der philologischen Wissenschaft. Nachdruck der 2., von *R. Klussmann* besorgten Auflage Leipzig 1886. Darmstadt 1966, S. 9; zur Ausweitung der Philologie auf die Moderne vgl. ebd. S. 5f.
14 *A. Boeckh,* Die Staatshaushaltung der Athener (1817). 3. Aufl. Hrsg. v. *M. Fränkel*. Berlin 1886, Bd. 1, S. 2.
15 Ebd. S. 710.
16 *Boeckh,* Enzyklopädie (1966), S. 25; vgl. auch: Kleine Schriften (Anm. 12), Bd. 2, S. 391f.
17 *U. von Wilamowitz-Moellendorff,* Geschichte der Philologie. Leipzig 1959 (Nachdruck der Erstausgabe 1921), S. 1.
18 *W. Jaeger,* Philologie und Historie (1914). In: ders., Humanistische Reden und Vorträge. 2. Aufl. Berlin 1960, S. 1ff.
19 Vgl. *K. Reinhardt,* Die klassische Philologie und das Klassische (1941). In: *ders.,* Vermächtnis der Antike. Gesammelte Essays zur Philosophie und Geschichtsschreibung. Hrsg. v. *C. Becker*, Göttingen 1960, S. 334ff; *H. Patzer,* Der Humanismus als Methodenproblem der klassischen Philologie (1948). In: Humanismus. Hrsg. v. *H. Oppermann*. Darmstadt 1970, S. 259ff; *R. Pfeiffer,* Philologia perennis. München 1961.
20 Vgl. *E. Staiger,* Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. 4. Aufl. München 1977, S. 7ff.; *P. Szondi*, Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1970, S. 9ff.; *G. Mattenklott,* Kanon und Neugier. In: Kursbuch 91 (Anm. 4) S. 99ff.; ders., Geisteswissenschaft – eine parabolische Geselligkeit. In: Merkur 490, 43. Jg. (Dezember 1989), S. 1069ff.
21 Vgl. *Gadamer* (Anm. 8), S. 269ff.
22 Vgl. *H. Schnädelbach,* Geschichtsphilosophie nach Hegel. Die Probleme des Historismus. Freiburg – München 1974, S. 34ff (zu Ranke).
23 *Boeckh,* Enzyklopädie (1877), S. 263.
24 *Boeckh,* Enzyklopädie (1966), S. 10f.
25 Ebd. S. 10f.
26 So läßt Boeckh in der Tat keinen Zweifel daran, daß unter dem „Erkannten“ die gesamte geschichtliche Wirklichkeit zu verstehen ist, also nicht nur das begrifflich Erfaßte, sondern auch alle Vorstellungen, wie sie sich „z.B. in der Poesie, in der Kunst, in der politischen Geschichte“ entdecken lassen, da eben „das Erkennen eines Volkes [...] nicht bloss in seiner Sprache und Literatur niedergelegt, sondern seine ganze nicht physische, sondern sittliche und geistige Thätigkeit [...] Ausdruck eines be-

stimmten Erkennens [ist]"; vgl. Boeckh, Enzyklopädie (1966), S. 11 u. S. 56; zur Erläuterung heißt es dann: „Dass die Kunst Ideen ausdrücke, zwar nicht begriffsmässig, aber versenkt in eine sinnliche Anschauung, ist klar. Es ist also auch hier eine Erkenntniss und ein vom Geist des Künstlers Erkanntes vorhanden, welches in der philologisch-historischen Betrachtung, der Kunsterklärung und Kunstgeschichte, wiedererkannt wird. Dasselbe gilt vom Staats- und Familienleben; auch in der Anordnung dieser beiden Seiten des praktischen Lebens ist überall ein inneres Wesen, eine Vorstellung, also Erkenntniss jedes Volkes entwickelt. Die Idee der Familie prägt sich in der historischen Entwickelung derselben bei jedem Volke in eigenthümlicher Art aus, und in der Entwickelung des Staates treten alle praktischen Ideen des Volkes verwirklicht hervor. Inwiefern in dem Familien- und öffentlichen Leben Ideen realisirt sind, liegt also auch darin ein Erkennen, und das Volk hat diese Ideen in ihrer Verwirklichung selbst als ein von ihm Erkanntes mit mehr oder minder Bewusstsein hingestellt. Am klarsten bewusst sind natürlich alle Ideen in der Wissenschaft und der Sprache ausgeprägt. Sonach bildet das ganze geistige Leben und Handeln das Gebiet des Erkannten, und die Philologie hat also bei jedem Volke seine gesammte geistige Entwickelung, die Geschichte seiner Cultur nach allen ihren Richtungen darzustellen" (ebd. S. 56).

27 Ebd. S. 17.

28 Ebd.; vgl. auch: Kleine Schriften (Anm. 12), Bd. 2, S. 436.

29 Vgl. *Boeckh,* Enzyklopädie (1966), S. 56f.; aufschlußreich in diesem Zusammenhang auch: Kleine Schriften (Anm. 12), Bd. 2, S. 126f., S. 435f.; dazu *A. Horstmann,* Antike Theoria und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie. Frankfurt a. M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1992, S. 166ff.

30 *Boeckh,* Enzyklopädie (1966), S. 55.

31 Vgl. ebd. S. 169ff., S. 256 f.

32 Ebd. 20; Hervorhebung von mir.

33 *Horstmann, (*Anm. 29), S. 214.

34 *K. Gründer,* Perspektiven für eine Theorie der Geschichtswissenschaft. In: Saeculum 22 (1971) S. 101ff., hier S. 109.

35 Vgl. *Platon,* Symposion, bes. 201 dff (Rede der Diotima); Politeia 7, 514 a ff; *Aristoteles,* Metaphysik 1, 2; 982 a 4ff.; Nikomachische Ethik 6, 3 u. 6f.; 1139 b 14ff. u. 1140 b 31ff.

36 *Boeckh,* Enzyklopädie (1966), S. 256f.

37 Vgl. ebd. S. 86f. u. S. 174 (zur „Kritik").

38 Vgl. dazu und zum folgenden *A. Horstmann,* Antike in der Moderne – oder: Wie (un)zeitgemäß sind Geisteswissenschaften? In: Nutzen und Wahrheit. Triebkräfte der Wissenschaftsentwicklung und Grundorien-

tierungen einer verantwortbaren Wissenschaftspolitik. Hrsg. v. *B. Rebe*, Hildesheim 1991, S. 209ff., hier bes. S. 222ff.

39 *Staiger*, (Anm. 20), S. 8.

40 Zur Bedeutung der Kritik vgl. auch *A. Horstmann*, Das Fremde und das Eigene – „Assimilation“ als hermeneutischer Begriff. In: Archiv für Begriffsgeschichte 30 (1986/87), S. 7ff., bes. S. 39ff.

41 *Mattenklott, (*Anm. 20), S. 1076.

Ernst Vogt

1930 in Duisburg geboren.
Studium der Klassischen Philologie, Philosophie, Archäologie, Alten Geschichte, Papyrologie und Sprachwissenschaft in Bonn, Tübingen und Athen.
1956 Promotion zum Dr. phil. in Bonn.
1960 Habilitation in Bonn.
1967 ord. Professor der Klassischen Philologie an der Universität Mannheim.
Seit 1975 an der Universität München tätig.
Ord. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, korr. Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts.
Vorsitzender der Thesaurus-Kommission und der Konzilsaktenkommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Leiter der Arbeitsstelle München der Patristischen Kommission der deutschen Akademien der Wissenschaften, Vizepräsident der Internationalen Thesaurus-Kommission.

Ausgewählte Veröffentlichungen

Kritische Ausgabe der Hymnen des Neuplatonikers Proklos. (Wiesbaden 1957)

Band ‘Griechische Literatur’ im Rahmen des Neuen Handbuchs der Literaturwissenschaft (zus. mit anderen). (Wiesbaden 1981).

Der Tragiker Ezechiel. (Gütersloh 1983).
Wörterbuch des Hellenismus (zus. mit H. H. Schmitt). (Wiesbaden 1988).

Zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften und Sammelwerken. Verantwortlicher Herausgeber der Zeitschrift ‘Gnomon’ (kritische Zeitschrift für die gesamte klassische Altertumswissenschaft).

Axel Horstmann

1945 in Halle/Westfalen geboren.
Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Evangelischen Theologie an der Universität Münster.
1971 Promotion zum Dr. phil.
1972 Staatsexamen in Klassischer Philologie.
Von 1971 bis 1979 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Philosophie der Universität Bochum.
1979 Wechsel zur Volkswagen-Stiftung nach Hannover. Dort seit 1988 stellvertretender Leiter der Abteilung Geistes- und Gesellschaftswissenschaften.
Seit 1981 Lehre an der Universität Hamburg im Fach Philosophie, seit der Habilitation 1986 als Privatdozent.

Ausgewählte Veröffentlichungen

Ironie und Humor bei Theokrit (Meisenheim am Glan 1976).

Antike Theoria und moderne Wissenschaft – August Boeckhs Konzeption der Philologie (Frankfurt/Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1992).

Herausgeber (zus. mit H. Flashar u. K. Gründer) von: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert (Göttingen 1979).

Aufsätze und Artikel zur Theorie und Geschichte der Geisteswissenschaften, zur Begriffsgeschichte (Mythos, Philologie u.a.) und zur Antike-Rezeption.

In der Reihe **Öffentliche Vorlesungen** sind erschienen:

1 *Volker Gerhardt:* **Zur philosophischen Tradition der Humboldt-Universität**

2 *Hasso Hofmann:* **Die versprochene Menschenwürde**

3 *Heinrich August Winkler:* **Von Weimar zu Hitler**
Die Arbeiterbewegung und das Scheitern der ersten deutschen Demokratie

4 *Michael Borgolte:* **„Totale Geschichte" des Mittelalters?**
Das Beispiel der Stiftungen

5 *Wilfried Nippel:* **Max Weber und die Althistorie seiner Zeit**

6 *Heinz Schilling:* **Am Anfang waren Luther, Loyola und Calvin – ein religionssoziologisch-entwicklungsgeschichtlicher Vergleich**

7 *Hartmut Harnisch:* **Adel und Großgrundbesitz im ostelbischen Preußen 1800 - 1914**

8 *Fritz Jost:* **Selbststeuerung des Justizsystems durch richterliche Ordnungen**

9 *Erwin J. Haeberle:* **Historische Entwicklung und aktueller internationaler Stand der Sexualwissenschaft**

10 *Herbert Schnädelbach:* **Hegels Lehre von der Wahrheit**

11 *Felix Herzog:* **Über die Grenzen der Wirksamkeit des Strafrechts**

12 *Hans-Peter Müller:* **Soziale Differenzierung und Individualität**
Georg Simmels Gesellschafts- und Zeitdiagnose

13 *Thomas Raiser:* **Aufgaben der Rechtssoziologie als Zweig der Rechtswissenschaft**

14 *Ludolf Herbst:* **Der Marshallplan als Herrschaftsinstrument?**
Überlegungen zur Struktur amerikanischer Nachkriegspolitik

15 *Gert-Joachim Glaeßner:* **Demokratie nach dem Ende des Kommunismus**

16 *Arndt Sorge:* **Arbeit, Organisation und Arbeitsbeziehungen in Ostdeutschland**

17 *Achim Leube:* **Semnonen, Burgunden, Alamannen**
Archäologische Beiträge zur germanischen Frühgeschichte

18 *Klaus-Peter Johne:* **Von der Kolonenwirtschaft zum Kolonat**
Ein römisches Abhängigkeitsverhältnis im Spiegel der Forschung

19 *Volker Gerhardt*: **Die Politik und das Leben**

20 *Clemens Wurm:* **Großbritannien, Frankreich und die westeuropäische Integration**

21 *Jürgen Kunze:* **Verbfeldstrukturen**

22 *Winfried Schich:* **Die Havel als Wasserstraße im Mittelalter: Brücken, Dämme, Mühlen, Flutrinnen**

23 *Herfried Münkler:* **Zivilgesellschaft und Bürgertugend**
Bedürfen demokratisch verfaßte Gemeinwesen
einer sozio-moralischen Fundierung?

24 *Hildegard Maria Nickel:* **Geschlechterverhältnis in der Wende**
Individualisierung versus Solidarisierung?

25 *Christine Windbichler:* **Arbeitsrechtler und andere Laien in der Baugrube des Gesellschaftsrechts**
Rechtsanwendung und Rechtsfortbildung

26 *Ludmila Thomas:* **Rußland im Jahre 1900**
Die Gesellschaft vor der Revolution

27 *Wolfgang Reisig:* **Verteiltes Rechnen: Im wesentlichen das Herkömmliche oder etwa grundlegend Neues?**

28 *Ernst Osterkamp:* **Die Seele des historischen Subjekts**
Historische Portraitkunst in Friedrich Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung"

29 *Rüdiger Steinlein:* **Märchen als poetische Erziehungsform**
Zum kinderliterarischen Status der Grimmschen „Kinder-und Hausmärchen"

30 *Hartmut Boockmann:* **Bürgerkirchen im späteren Mittelalter**

31 *Michael Kloepfer:* **Verfassungsgebung als Zukunftsbewältigung aus Vergangenheitserfahrung**
Zur Verfassungsgebung im vereinten Deutschland

32 *Dietrich Benner:* **Über die Aufgaben der Pädagogik nach dem Ende der DDR**

33 *Heinz-Elmar Tenorth:* **„Reformpädagogik"**
Erneuter Versuch, ein erstaunliches Phänomen zu verstehen

34 *Jürgen K. Schriewer:* **Welt-System und Interrelations-Gefüge**
Die Internationalisierung der Pädagogik als Problem
Vergleichender Erziehungswissenschaft

35 *Friedrich Maier:* **„Das Staatsschiff" auf der Fahrt von Griechenland über Rom nach Europa**
Zu einer Metapher als Bildungsgegenstand in Text und Bild

36 *Michael Daxner:* **Alma Mater Restituta oder Eine Universität für die Hauptstadt**

37 *Konrad H. Jarausch:* **Die Vertreibung der jüdischen Studenten und Professoren von der Berliner Universität unter dem NS-Regime**

38 *Detlef Krauß:* **Schuld im Strafrecht**
Zurechnung der Tat oder Abrechnung mit dem Täter?

39 *Herbert Kitschelt:* **Rationale Verfassungswahl?**
Zum Design von Regierungssystemen in neuen Konkurrenzdemokratien

40 *Werner Röcke:* **Liebe und Melancholie**
Formen sozialer Kommunikation in der 'Historie von Florio und Blanscheflur'

41 *Hubert Markl:* **Wohin geht die Biologie?**

42 *Hans Bertram:* **Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie**

43 *Dieter Segert:* **Diktatur und Demokratie in Osteuropa im 20. Jahrhundert**

44 *Klaus R. Scherpe:* **Beschreiben, nicht Erzählen!**
Beispiele zu einer ästhetischen Opposition: Von Döblin und Musil bis zu Darstellungen des Holocaust

45 *Bernd Wegener:* **Soziale Gerechtigkeitsforschung: Normativ oder deskriptiv?**

46 *Horst Wenzel*: **Hören und Sehen - Schrift und Bild**
Zur mittelalterlichen Vorgeschichte audiovisueller Medien

47 *Hans-Peter Schwintowski:* **Verteilungsdefizite durch Recht auf globalisierten Märkten**
Grundstrukturen einer Nutzentheorie des Rechts

48 *Helmut Wiesenthal:* **Die Krise holistischer Politikansätze und das Projekt der gesteuerten Systemtransformation**

49 *Rainer Dietrich:* **Wahrscheinlich regelhaft. Gedanken zur Natur der inneren Sprachverarbeitung**

50 *Bernd Henningsen:* **Der Norden: Eine Erfindung**
Das europäische Projekt einer regionalen Identität

51 *Michael C. Burda:* **Ist das Maß halb leer, halb voll oder einfach voll?**
Die volkswirtschaftlichen Perspektiven der neuen Bundesländer

52 *Volker Neumann:* **Menschenwürde und Existenzminimum**

53 *Wolfgang Iser:* **Das Großbritannien-Zentrum in kulturwissenschaftlicher Sicht**
Vortrag anläßlich der Eröffnung des Großbritannien-Zentrums an der Humboldt-Universität zu Berlin

54 *Ulrich Battis:* **Demokratie als Bauherrin**

55 *Johannes Hager:* **Grundrechte im Privatrecht**

56 *Johannes Christes:* **Cicero und der römische Humanismus**

57 *Wolfgang Hardtwig:* **Vom Elitebewußtsein zur Massenbewegung – Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500 - 1840**

58 *Elard Klewitz:* **Sachunterricht zwischen Wissenschaftsorientierung und Kindbezug**

59 *Renate Valtin:* **Die Welt mit den Augen der Kinder betrachten**
Der Beitrag der Entwicklungstheorie Piagets zur Grundschulpädagogik

60 *Gerhard Werle:* **Ohne Wahrheit keine Versöhnung!**
Der südafrikanische Rechtsstaat und die Apartheid-Vergangenheit

61 *Bernhard Schlink:* **Rechtsstaat und revolutionäre Gerechtigkeit. Vergangenheit als Zumutung?** (Zwei Vorlesungen)

62 *Wiltrud Gieseke:* **Erfahrungen als behindernde und fördernde Momente im Lernprozeß Erwachsener**

63 *Alexander Demandt:* **Ranke unter den Weltweisen;**
Wolfgang Hardtwig: **Die Geschichtserfahrung der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichtsschreibung: Leopold von Ranke**
(Zwei Vorträge anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Leopold von Rankes)

64 *Axel Flessner:* **Deutsche Juristenausbildung**
Die kleine Reform und die europäische Perspektive

65 *Peter Brockmeier:* ***Seul dans mon lit glacé*** **– Samuel Becketts Erzählungen vom Unbehagen in der Kultur**

66 *Hartmut Böhme:* **Das Licht als Medium der Kunst.** Über Erfahrungsarmut und ästhetisches Gegenlicht in der technischen Zivilisation

67 *Sieglind Ellger-Rüttgardt:* **Berliner Rehabilitationspädagogik: Eine pädagogische Disziplin auf der Suche nach neuer Identität**

68 *Christoph G. Paulus:* **Rechtsgeschichtliche und rechtsvergleichende Betrachtungen im Zusammenhang mit der Beweisvereitelung**

69 *Eberhard Schwark:* **Wirtschaftsordnung und Sozialstaatsprinzip**

70 *Rosemarie Will:* **Eigentumstransformation unter dem Grundgesetz**

71 *Achim Leschinsky:* **Freie Schulwahl und staatliche Steuerung**
Neue Regelungen des Übergangs an weiterführende Schulen

72 *Harry Dettenborn:* **Hang und Zwang zur sozialkognitiven Komplexitätsreduzierung: Ein Aspekt moralischer Urteilsprozesse bei Kindern und Jugendlichen**

73 *Inge Frohburg:* **Blickrichtung Psychotherapie: Potenzen – Realitäten – Folgerungen**

74 *Johann Adrian:* **Patentrecht im Spannungsfeld von Innovationsschutz und Allgemeininteresse**

75 *Monika Doherty:* **Verständigung trotz allem. Probleme aus und mit der Wissenschaft vom Übersetzen**

76 *Jürgen van Buer:* **Pädagogische Freiheit, pädagogische Freiräume und berufliche Situation von Lehrern an Wirtschaftsschulen in den neuen Bundesländern**

77 *Flora Veit-Wild:* **Karneval und Kakerlaken**
Postkolonialismus in der afrikanischen Literatur

78 *Jürgen Diederich:* **Was lernt man, wenn man nicht lernt? Etwas Didaktik „jenseits von Gut und Böse“ (Nietzsche)**

79 *Wolf Krötke:* **Was ist ‘wirklich’?**
Der notwendige Beitrag der Theologie zum Wirklichkeitsverständnis unserer Zeit

80 *Matthias Jerusalem:* **Die Entwicklung von Selbstkonzepten und ihre Bedeutung für Motivationsprozesse im Lern- und Leistungsbereich**

81 *Dieter Klein:* **Globalisierung und Fragen an die Sozialwissenschaften: Richtungsbestimmter Handlungszwang oder Anstoß zu einschneidendem Wandel ?**

82 *Barbara Kunzmann-Müller:* **Typologisch relevante Variation in der Slavia**

83 *Michael Parmentier:* **Sehen Sehen.** Ein bildungstheoretischer Versuch über Chardins'L'enfant au toton'

84 *Engelbert Plassmann:* **Bibliotheksgeschichte und Verfassungsgeschichte**

85 *Ruth Tesmar:* **Das dritte Auge.** Imagination und Einsicht

86 *Ortfried Schäffter:* **Perspektiven erwachsenenpädagogischer Organisationsforschung**

87 *Kurt-Victor Selge; Reimer Hansen; Christof Gestrich:* **Philipp Melanchthon 1497 - 1997**

88 *Karla Horstmann-Hegel:* **Integrativer Sachunterricht – Möglichkeiten und Grenzen**

89 *Karin Hirdina:* **Belichten – Beleuchten – Erhellen.** Licht in den zwanziger Jahren

90 *Marion Bergk:* **Schreibinteraktionen: Verändertes Sprachlernen in der Grundschule**

91 *Christina von Braun:* **Architektur der Denkräume**
James E. Young: **Daniel Libeskind's Jewish Museum in Berlin: The Uncanny Art of Memorial Architecture**
Daniel Libeskind: **Beyond the Wall**
Drei Vorträge

92 *Christina von Braun:* **Warum Gender-Studies?**